

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Wetterleuchten. Von Alban Stolz

[urn:nbn:de:bsz:31-337962](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337962)

Wetterleuchten.

Von Alban Stolz.

Ich habe vor einigen Jahren ein Ausschreiben in viele Zeitungen setzen lassen, worin ich begehrte, Alle, die etwas wüßten von besonders auffallenden Begebenheiten, möchten mir es berichten. Ich habe nämlich gedenkt oder gedacht, daß Vieles in der Welt geschieht, wo der vernünftige Christ einzieht: da hat sich offenbar Gott erzeigt. Gott erzeigt sich nämlich zu Zeiten wie das Wetterleuchten in einer Sommernacht; Er will eben den Menschen sagen: „Ich bin auch noch da und warne euch.“ — Auf dieses Ausschreiben habe ich Hunderte von Briefen bekommen, nicht nur aus dem preussischen Stück Deutschland und aus dem österreichischen Stück Deutschland, sondern auch aus Böhmen, Mähren, Ungarn, Schweiz, England und Nordamerika. Daraus habe ich ein ganzes Buch gemacht und drucken lassen mit dem Titel: Schreiben de Hand — Auf Wand und Sand. Das Buch ist zuerst in zehntausend Stück gedruckt worden; aber auch das war nicht genug; gleich mußte es noch einmal gedruckt werden, so durstig sind die Leute gewesen, so zu sagen Neuigkeiten von Gott zu lesen.

Seit nun das Buch in die Welt in viele tausend Häuser und Hände gekommen, hat es auch viele Leser dazu gebracht, mir weitere Neuigkeiten zu schicken, d. h. Sachen und Geschichten, welche sie erlebt haben und Gottes Nähe gleichsam mit Händen zu greifen war. Mit solchen Neuigkeiten von Gott will ich dießmal den Kalender füllen und zwar in der Art, daß ich auch meine Auslegung beifüge.

Gott hat den Menschen erschaffen und ihm Vernunft gegeben zu Seiner Ehre, daß der Mensch Ihn erkenne, liebe, Ihn diene und zuletzt Theil bekomme an der himmlischen Seligkeit. Darum heißt auch das erste von allen 10 Geboten: „Du sollst Gott deinen Herrn allein anbeten.“ — Und die erste Bitte im Vaterunser heißt: „Geheliget werde Dein Name.“ Und als der Heiland gefragt wurde, was das größte Gebot sei, sprach er: „Du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, ganzer Seele,

ganzem Gemüthe und aus allen deinen Kräften.“

Deßwegen ist jede Sünde ganz besonders ruchlos, wenn der Mensch Gott in's Gesicht sündigt, d. h. wenn er wissentlich und absichtlich etwas thut oder sagt, wodurch er seine Verachtung gegen Gott oder die Religion vor Andern ausdrücklich zeigt. Wie dieß von dem Herrn Himmels und der Erde aufgenommen wird, davon will ich jetzt einige neuere Berichte anführen.

Aus der Schweiz. „In W., Kanton Unterwalden, saßen um die Weihnachtszeit mehrere junge Menschen im Wirthshause. Einer von ihnen hatte sich gerühmt, wie lange er nicht mehr gebeichtet. Dieß war ihm von mehreren Personen verdetet und er ermuntert worden, die nächsten heiligen Feiertage wieder die heiligen Sakramente zu empfangen. Er gehorchte nicht.



In jenem Wirthshause nun kam man darauf zu sprechen, daß am nächsten Sonntag der letzte im Jahre — der sog. Danktag sei. Der genannte junge Mensch that darauf die gotteslästerliche Aeußerung: „Ich habe in diesem Jahr dem lieben Gott für nichts zu danken.“ Einige Tage darauf — den 28. December — geht er in den Wald und wird von da an vermißt. Am folgenden Tage, den 29. December, war der sog. Danksonntag. Da fand man ihn Abends 4 Uhr, gerade zur Stunde, wo die Dankpredigt begann, todt und mit zerschmettertem Kopf am Fuße eines Felsens.“

* *

So ist es dieser Mensch auf schreckliche Art inne geworden, ob er Gott nichts zu verdanken habe. Gott hat einfach aufgehört, ihn zu erhalten und zu beschützen. Und so hat der unselige Jüngling Leib und Leben in der Frist der Gnadenzeit verloren. Er wollte Gott nicht danken für Gesundheit und gesunde Glieder; jetzt liegt der Leib zerschellt unten am Felsen. Er wollte nicht danken, daß Gott seiner unsterblichen Seele alle Wahrheit und Gnade in der katholischen Kirche angeboten hat. Jetzt ist seine Seele dorthin abgegangen, wo es keine Gnade und Gelegenheit zur Bekehrung mehr gibt.

Gott danken, das ist doch so gerecht, so wahr und so schön! Ich will nur von den Tausenden von Wohlthaten, woraus der Mensch zusammengesetzt ist, zwei heranzunehmen und ein wenig betrachten. — Wenn Einer zu dem ärmsten Manne käme und würde ihm zehntausend Thaler anbieten, wenn er sein Augenlicht verkaufen und blind sein wolle: der Ärmste thäte es nicht. Und wenn ihm dann der Preis gesteigert würde, fünfzig-, hunderttausend Thaler, und zuletzt gar eine Million, so würde der Arme sagen: Paß' dich! meine guten Augen sind mir lieber als deine Million. — Gut; aber von wem hast du dieses Augenlicht, das mehr als eine Million werth ist? — Hast du Gott für nichts zu danken? Gott laßt bewegen Einzelne blind werden, damit die Sehenden zur Befinnung kommen, was sie an den Augen haben; dem Blinden wird es Gott sonst wieder erzeigen; die Ewigkeit ist lang genug dazu.

Wir wollen auch an der Seele ein kleines Stück betrachten, das Gedächtniß. Wie wäre es, wenn dir Alles gleich wieder aus dem Sinne wäre, was du gestern und noch vor einer Stunde

gethan oder gesagt hast oder dir begegnet ist — wenn du Alles vollständig vergessen hättest, was du in deiner Jugend gelernt hast, lesen und schreiben und Religion, und wenn du gar nicht wüßtest, daß der Mann und die Frau, welche du in der Stube siehst, deine Eltern sind — und wenn du auf der Straße wärest, nicht einmal deine Wohnung mehr fändest, weil du vergessen, wie das Haus aussieht — wäre das nicht ein Elend? Und doch wärest du vollständig in diesem Elend, dümmer als eine Katze, die doch wieder das Haus findet, wohin sie gehört, wenn du nicht die kostbare Gabe des Gedächtnisses oder die Erinnerungskraft hättest. — Bist du Gott keinen Dank dafür schuldig? — Ja, ihr Leser, danket Gott alle Tage und ohne End. Millionen Wohlthaten erweist Er uns Allen — wir sind aber zu blödsinnig, Alles zu merken, und zu faul, an die Wohlthaten Gottes zu denken. Wo aber das Denken fehlt, fehlt auch das Danken.

* * *

Aus Oberschlesien. „Ein stolzer Bauer in B., Kreis N., und ein Thierarzt waren an einem streng gebotenen Fasttag in dem Wirthshaus zu W. Nachdem mancherlei Spott über Religion getrieben, versiel man darauf, das hochheiligste Sakrament zu verhöhnen. Der Besitzer des Bierhauses, also der Gastwirth, wurde dazu bestimmt, den Kranken vorzustellen; der ungläubige hochmüthige Bauer stellte den Priester vor und communizirte den Gastwirth spottweise mit einem in eine Scheibe geschnittenen Stück Wurst; den Kelch stellte ein Brauntweinglas vor. Nach dieser Gottlosigkeit wurde der Wirth in einen Dactrog gelegt und mußte den Abgestorbenen darstellen. Bei dem Spottbegräbniß fungirten wieder der Bauer als Priester, der Thierarzt als Sakristan, und nachdem man Spottlieder statt der Lobtevigilie geplärrt (es ist nämlich bei uns fast überall der Brauch bei Beerdigungen, an der Bahre die Todtenvesper oder Vigilie, wie man hier sagt, zu beten), und die Frau des Gastwirths, welche ohnedies mit Grausen all dem Unfug zugesehen, die Spötter gebeten hatte, doch den Unfug zu unterlassen, sollte nun der Wirth aus dem Troge aufstehen, aber Gott wollte strafen. — Der Gastwirth war erst nach einer Stunde zur Befinnung zurückzubringen; der Thierarzt starb noch in derselben Nacht, ohne krank gewesen zu sein, und der Bauer konnte nicht

mehr sprechen; nur unartikulirte Töne, gleich dem Geheule einer wilden Bestie, kamen aus seinem Munde; er war gleich fortgelaufen und mußte wie ein wildes Thier gefangen werden. Dieser Mann lebt heute noch, aber er kann eben nicht mehr sprechen, nur heulen, und ein unerträglicher Gestank geht von ihm aus, daß selbst seine Frau es Anfangs nicht bei ihm aushalten konnte. Der ehemals so stolze, angesehene Mann, der über Alle hinaus zu sein glaubte, über seine Witmenschen nur sein Gespött machte, ist zum Gespött und Ekel seiner Witmenschen geworden, er ist blödsinnig und ist übrig geblieben von den Unheilstiftern, zum lebendigen Beispiel.“

* *

Das Ernsthafteste, was es auf Erden gibt, sind gerade die zwei Dinge, welche hier spottweise nachgeahmt wurden: das allerheiligste Altarsakrament und das Sterben. Im ersten bietet sich uns Menschen an die unendliche Liebe des göttlichen Heilandes, im andern erscheint die schreckliche Gerechtigkeit Gottes und die Armseligkeit des Menschen. — Mit dem heiligen Abendmahl und dem Tod Spott treiben, heißt also Spott treiben mit der Liebe Gottes und mit der furchtbaren Majestät Gottes. Wenn Gott bei solchem Frevel zuweilen alsbald eine schwere Vergeltung schickt, so will er den Menschen sagen, daß wer das Heiligste verspottet, schlechter ist als ein Ungeziefer, das man zertritt mit den Füßen. Das Ungeziefer kann nichts dafür, daß es ein Ungeziefer ist. Aber der ruchlose Mensch macht sich freiwillig zum Ungeziefer — darum verdient er es mehr, von dem Allmächtigen zertreten zu werden, als die Raupe oder die Wanze verdient, vom Menschen zertreten zu werden.

Die Geschichte, welche jetzt kommt, hat mir ein Mann mitgetheilt, der sie zum Theil mit angesehen hat.

* *

Aus Baiern. „Zu dem Markflecken A. gehört ein schöner Bauernhof, eine halbe Stunde vom Orte entfernt. Der Bauer Fr. J. P., welcher Besitzer dieses Hofes war, lebte in der zweiten Ehe mit einer braven und tüchtigen Ehefrau, von der er drei Söhne und drei Töchter erhielt. Jahre lang ging es bei dieser Familie glücklich und zufrieden her; auf einmal aber kam es anders.

Die älteste Tochter fing mit einem Nachbarknechte eine heimliche Bekanntschaft an. Die Zeit ihrer Zusammenkünfte war Sonntag Morgens während des Gottesdienstes, wenn beide das Haus hüten mußten. Da ergab es sich einmal, daß die Bäuerin H., bei welcher der Knecht im Dienste war, bei diesem etwas Birnzelten und Räs vorfand. Auf die Frage, wo er dieses herbekommen, stellte es sich heraus, daß er unter der Kirche bei der Nachbarstochter gewesen sei. Da die Bäuerin H. eine sehr geläufige Zunge hatte, so wurde gleich ein Weites und Breites aus der Sache gemacht und kam auch bald der Familie P. zu Ohren. Weil aber diese Familie ein wenig hoch daran war, wollte man es in Abrede stellen, daß eine Tochter mit dem armen Knechte Bekanntschaft habe. Die Tochter läugnete es natürlich auch und wollte nichts von einem Verhältnisse mit dem Knechte wissen. Aber die Schwägerin war einmal unter den Leuten, und so kamen denn zuletzt die beiden Nachbarn P. und H. hintereinander, so daß es vor Gericht zum Prozesse kam. Beim Bauern P. nahm der älteste Sohn J. die ganze Sache auf sich und führte den Prozeß mit H. Zuletzt kam es zu einem Eidschwur. Wohl wußte J. P., daß er nicht Recht habe; aber der Stolz und das Ansehen der Menschen mochte viel auf ihn einwirken. Auch sagte ein guter Freund zu ihm: das Eidschwören habe nicht viel auf sich, er würde um einen Groschen einen falschen Eid schwören. J. P. schwur auch wirklich den falschen Eid, und H. verlor nun den Prozeß, der ihn 300 Gulden kostete.

Es stand aber nicht lange an, so wurde J. P. geisteskrank. Da P. ein vermöglicher Mann war, wandte man alle Mittel an, um den Sohn wieder herzustellen. Zuletzt betete man, machte Wallfahrten, aber Alles umsonst. Daß die Familie P. manchen harten Kampf hatte in 4—5 Jahren, will ich nicht weiter schildern; dem der Töbische ging sich selber und den Seinigen öfters auf das Leben.

Im Jahre 1866 kam ich auch in die Nähe P.'s zu einem Schuhmacher als Gesell, der ein Nachbar von P. war. Hier lernte ich nun den Geisteskranken besser kennen. Die Sache ging bei ihm so ziemlich mit dem Mond; wenn der Mond im Wachsen war, so war es bei ihm weit schlimmer, als wenn derselbe im Abnehmen war. Da war er öfters ganz heiter und ein

sehr gemüthlicher Mensch, und wurde ihm dann auch das ganze Anwesen überlassen. Im Frühjahr 1867 wollte er sich einmal selbst den Hals abschneiden, indem er eine Sense an einem Balken befestigte; aber es gelang ihm nicht. Ein anderes Mal verband er sich selber die Augen, sprang in die Fluthen eines abfallenden Mühlbaches; aber er ertrank nicht, denn es sollte noch Schrecklicheres geschehen!

Am 9. Juni 1867, als am heiligen Pfingstfeste, kam der schrecklichste Tag für die Familie P. Die Mutter des unglücklichen Sohnes mußte schon Ahnung davon haben. Sie sei an diesem Tage schon Morgens um zwei Uhr aufgestanden und habe ihren Mann geweckt, ihr helfen zu beten, weil es ihr furchtbar schwer im Herzen sei; und am Morgen habe sie noch allen Kindern an's Herz geredet: ja recht inbrünstig zum heiligen Geiste zu beten, daß ihr Bruder wieder den rechten Sinn und Verstand bekommen möge. Und so gingen denn Alle zur Kirche und der Geistesranke auch; des Nachmittags ebenfalls, wo ich selbst mit dem Geisteskranken eine Strecke Weges ging und mit ihm einige Worte wechselte, aber wohl erkannte, daß es mit ihm nicht gut stehe. Nach dem Gottesdienst ging er in's Wirthshaus, wo er zwei bis drei Glas Bier getrunken haben soll, was ihm aber öfters von den Doktoren unterragt wurde, weil sich dadurch sein Zustand verschlimmere. Abends 6 Uhr kam er nun nach Hause und seine andern zwei Brüder, Namens X., 26 Jahre alt, und P. P., 20 Jahre alt, waren schon zu Hause und waren beschäftigt mit Pferdefüttern. Nun ging es zum Nachtessen; eine Tochter aber ging fort, um in einem nahe gelegenen Weiler eine Kranke zu besuchen; eine andere war in der Küche. Es waren also Vater und Mutter und die drei Söhne zu Tisch, und was geschah? Der Geistesranke hatte eine seidene Halsbinde um den Hals, wovon ein Flügel herunterhing. Da sagte die Mutter zu ihm: „J., gib Acht auf dein Halstuch, daß es nicht schmutzig wird!“ Der Sohn ergrimmete über diese Worte und sagte: „Ich will es dir schön machen, wenn du kein schmutziges Halstuch sehen kannst,“ nahm ein Messer und stach es seiner Mutter in die Brust, daß sie mit den Worten zu Boden stürzte: „Mein Sohn, was hast du gethan!“ und alsbald ihren Geist aufgab. Nun gab es noch einen harten Kampf. Die andern zwei Brüder und der Vater

warfen den Mörder zu Boden und nahmen ihm das Messer und glaubten jetzt Herr über ihn zu sein. Da zog er plötzlich sein eigenes Taschenmesser hervor und stach so wüthend nach Vater und Brüdern, daß alle drei ohnmächtig zu Boden fielen. Dann sagte er: „Jetzt werdet ihr wohl Stiche genug haben!“ und ging hinaus, um eine Art zu holen. Unterdessen aber kam der ohnmächtige 70jährige Greis wieder zu sich, eilte, obwohl er eine Wunde auf der Brust erhalten, zu dem nächsten Nachbar, um Hülfe zu rufen. Während nun der Vater zu besagtem Zwecke fort war, ging der Geistesranke wieder in die Stube, um seinen Brüdern den Garauß zu machen. Diese jammernten und schrieten nun (wie die Tochter, die noch in der Küche war und nicht wußte, was sie thun sollte, berichtet), daß er sie doch um Gotteswillen verschonen solle, sie seien ja seine Brüder u. s. f. Aber es half Alles nichts; er schlug sie mit der Art vollends todt. Da er aber seinen Vater nicht fortgehen sah, glaubte er, er habe sich versteckt, und suchte nun das ganze Haus aus, um ihn zu finden. Die erwähnte Tochter versteckte



sich jetzt im Keller hinter die Käselisten, wo sie, wie sie sagte, Todesangst ausgestanden habe. Unterdessen kam nun der alte Vater mit drei Nachbarn; als aber das der Geistesranke sah, sprang er mit aller Wuth auf seinen Vater los, was jedoch die Nachbarn verhinderten. Nun ging er wieder in das Haus, nahm in seiner Wuth die todtte Mutter, schleifte sie vor's Haus und hieb ihr mit seiner Art den Kopf ab; desgleichen auch seinen zwei Brüdern und legte sie alle drei vor's Haus hin: die Mutter in die Mitte und die zwei Söhne neben sie und die drei Köpfe neben die Leichname. Nun kamen von allen Seiten her die Leute gelaufen: der eine mit einem Seil, der andere mit einer Art, Gewehr, Gabeln u. s. w.; Alles aber war verwirrt und man wußte nicht, was man anfangen sollte. Der Tobsüchtige lief mit seiner Art hin und her, als müßte er Wache halten bei den Todten. Er rebete ganz gleichgültig über die Sache. So sagte er z. B., daß diese den heiligen Geist unwürdig empfangen haben und er habe ihnen denselben müssen rausthun. Zu den Anwesenden sagte er: sie sollten die drei Köpfe nur anschauen, diese hätten ihn ordnen wollen, aber jetzt hab's er geordnet. Wenn man zu ihm sagte, er solle seine Art wegthun, so sagte er, er müsse noch zuerst den Wammon haben, das wäre nämlich sein Vater gewesen. Es wurde nun nach den Gensdarmen geschickt, weil sonst Niemand den Wuth zeigte, anzugreifen; ich selbst bin nach denselben gelaufen. Als diese nun da waren, gelang es einem nach längerem Gesichte, dem Tobsüchtigen eine Stichwunde auf die Brust beizubringen, doch nicht tödtlich. Da er aber entfliehen wollte, stürmte Alles auf ihn zu. Ein Knecht hat ihn mit einer Gabel zu Boden gestoßen, wo man ihn festband und in seine Wohnung brachte. Er schäumte aber und tobte wie ein wildes Thier. Es wurden ihm nun von einem Arzte seine Wunden verbunden und sofort gerichtliche Anzeige gemacht. Die Leute verließen unter Jammern allmählich; denn es war unterdessen Nacht geworden. Ich und mein Meister blieben fast die ganze Nacht in diesem Hause, weil wir die nächsten Nachbarn waren, und ich will jetzt nur noch anführen, was ich für interessant halte.

Nachts von 12 bis 2 Uhr überfielen den Geistesranken Wundfieber, und wir glaubten, es könne mit ihm zum Sterben kommen. Er kam aber immer mehr zu sich, wahrscheinlich wegen des

Blutverlustes von seiner Wunde, so daß er sehnsüchtig den Geistlichen verlangte, um die heiligen Sacramente zu empfangen. Man wollte es ihm zwar ausreden und auf den Morgen verschieben, allein er blieb fest darauf, daß er ihn jetzt wolle. Da ist denn ein Nachbar nach dem eine halbe Stunde entfernten Marktflecken gefahren, um den Geistlichen zu holen. Als dieser kam, empfing der Geistesranke die heiligen Sacramente in aller Ordnung und Andacht, wie der Geistliche nachher selbst sagte. Sein bedenklicher Zustand änderte sich auch nachher gleich, so daß an ein Sterben nicht mehr zu denken war. Später beehrte er die heiligen Sacramente noch einmal zu empfangen. Nur muß ich bemerken, daß er keinen rechten Begriff von dem Schrecklichen seiner That hatte. Er sagte nur immer, das sei ein Schickal Gottes gewesen, er sei dazu geboren. Wenn man zu ihm sagte, ob er wisse, wo seine Mutter und seine Brüder seien, so sagte er ganz kalt: „Ja wohl, sie liegen draus.“ Diejenige Schwester, die eine Kranke besuchte, während die schreckliche That verübt wurde, hat dieselbe Nacht noch Käse gemacht, wobei ihr mein Meister geholfen hat, weil sie sagte, sie habe Alles auf Morgen, als auf den Pfingstmontag, schon hergerichtet, sie könne sonst die Milch nicht mehr aufbewahren, weil alle Gefäße voll seien; sie habe auch Alles in der Ordnung gethan, als ob nichts vorgefallen wäre, obwohl sie öfters an den drei Leichen vorbei mußte. Sie sagte nachher öfters selber, es wundere sie, wie sie das noch habe thun können; es sei ihr immer vorgekommen im Schrecken, es könne nicht sein u. dgl. Wir wollen sie daher auch nicht so scharf beurtheilen, wie es viele gethan haben. Die andere Schwester, die sich im Keller versteckt hatte, mußte fast aus dem Hause herausgetragen werden, weil sie kein Fuß mehr trug. Sie war nachher mehrere Tage im Hause des schon erwähnten H. Sie ist auch nachher bald von ihrer Geisteschwermuth befreit worden, und trat im folgenden Jahre in's Kloster, in das englische Fräulein-Institut M., wo sie jetzt noch ist. So finster und melancholisch, als sie früher war, so heiter und fröhlich ist sie jetzt, wie ich selbst sah.“

* *

Es war also ein falscher Eid geschworen; aus diesem falschen Eid kamen nun ganz schauerliche Uebel. Der Meineidige wurde wahnsinnig und

ein Mörder der nächsten Blutsverwandten. Die Mutter und zwei Brüder kamen auf die schrecklichste Weise unvorbereitet in den Tod. Da steigt Einem eben doch der Gedanke auf: warum haben dem Mutter und Brüder das Leben lassen müssen wegen einer Sünde, welche ein Anderer gethan hatte?

Eine vollständig satte Antwort kann ich nicht geben, denn das gehört zu den unerforschlichen Rathschlüssen Gottes, welche erst geoffenbart und erklärt werden am jüngsten Tag. Vorläufig muß jeder Christ demüthig sagen: Gott hat Recht, wenn ich es in menschlichem Blödsinne auch nicht verstehe. Aber allenthalben kann man in der Welt sehen, wie die Sünde schon zeitlich nicht nur dem Sünder entsetzlich Jammer und Elend bringt, sondern oft auch andern Menschen, welche mit ihm verwandt oder in irgend einer Beziehung verflochten und verwachsen sind. Die Sünde unserer Voreltern hat alle Menschen in Leiden, Krankheiten und Tod gebracht. Die Sünden der Hohenpriester und Schriftgelehrten waren Ursache, daß Jerusalem und das ganze Land ein schreckliches Schicksal durch die Römer leiden mußte. Der letzte Napoleon, oder wer sonst die Sache heimlich angezettelt, hat durch den muthwilligen Krieg Hunderttausende Menschen, Franzosen und Deutsche, in frühzeitigen Tod gebracht und zahllose Familien unglücklich gemacht. — Wenn in einer Familie der Vater ein Säufer ist, können Frau und Kinder durch sein Laster noch mehr Trübsal ertragen müssen, als der Säufer selbst. Wenn ein böshafter Bürgermeister oder andere Hezer mit aller Gewalt die Leute zum Abfall von der katholischen Kirche bringen wollen, so kann die ganze Gemeinde in bitterste Zwietracht kommen — und die Katholiken aus ihren Kirchen vertrieben werden, die sie gebaut haben, wie manchmal die Spazierer sich in das Schwalbennest setzen. Und wenn dann die armen Kinder von muthwillig Abgefallenen auch die Wahrheit und Gnaden, welche in der katholischen Kirche zu finden sind, verlieren — wer ist schuld? Der abgefallene Vater und die Hezer.

Das kann man in allen Verhältnissen finden: die Sünde ist ein so schreckliches Uebel, daß sie wie ein brennendes Haus eine Menge anderer Häuser anstecken kann. Darum hat der große Kirchenvater Chrysostomus gesagt, er fürchte kein irdisches Uebel, er fürchte den Teufel nicht, er

fürchte die Hölle nicht, er fürchte sich selbst nicht vor Gott, er fürchte nur die Sünde.

* * *

Aus der Schweiz. „Ich war von 1861—69 Pfarrer in Sch. und traf bei meinem Antritt manchen Mißbrauch an, unter Anderm auch den, ohne Noth und gehörige Erlaubniß an Sonn- und Feiertagen zu arbeiten. Ich warnte öfter auf der Kanzel und persönlich, aber mit wenig Erfolg, obschon die Leute wissen konnten, daß ich bei recht ungünstiger Erntewitterung gerne von der bischöflichen Erlaubniß Gebrauch machte. 1867 war wirklich die Heuernte wegen Regenwetter beschwerlich. Das Fest der hl. Apostel Peter und Paul, damals noch Feiertag, fiel auf den Samstag, und da fing das Wetter an, besser zu werden. Am Sonntag erlaubte ich das Sammeln. Als der Gottesdienst, der kurz dauerte, vollendet war und ich aus der Kirche trat, schaute das Volk nach dem Hofe des J. Sch. hin, der der Pfarrkirche gegenüber lag, und machte seine Bemerkungen über die Arbeit, die während dem Gottesdienste verrichtet wurde. Unmuthig sagte ich im Vorbeigehen: „Wollen sehen, ob das Heu im Winter gut thut!“ Bis im Frühling waren ihm 7 Stück Vieh zu Grunde gegangen. Ich ließ ihn fragen, ob sein Vieh etwa von dem Heu gefressen, das er an jenem Sonntag — 30. Juni — während dem Gottesdienste verarbeitet. Er bekannte, der Pfarrer habe Recht.“

Aus der Schweiz. „1864 ging der hochw. Bischof A. im Dorfe H. auf seiner Firmreise vorbei und spendete dem gläubigen Volke den Segen. Ein frivolere Säger spottete darüber und machte es ihm höhniß nach. Der Bischof war kaum einige Minuten fort, so kommt der Spötter mit seinem Arm in die arbeitende Säge und dieser liegt zu seinen Füßen. Den Namen des Unglücklichen weiß ich nicht, habe ihn aber seither oft gesehen als Bettler. Er soll sich noch nicht gebessert haben.“

* * *

Gott unser Erlöser Jesus Christus hat zu den Aposteln gesagt: „Wer euch verachtet, der verachtet Mich, und wer Mich verachtet, verachtet Den, der mich gesandt hat.“ Nun aber sind gerade der Papst und die Bischöfe die eigentlichen Nachfolger der Apostel, es gilt ihnen daher ebenso der Ausspruch des Heilandes. Wenn nun dieser

unglückliche Mensch so auffallend an der Hand, womit er den Nachfolger der Apostel, nämlich den Bischof, verspottet hat, und so schwer gestraft wurde, so wird damit gezeigt, wie ernst es dem Heiland mit seinen Worten ist. Zwar wird noch zahllos oft Spott und Hohn gegen die Vorsteher der Kirche schriftlich, mündlich und durch die That, also gegen Christus und seine Apostel ausgeübt, ohne daß jedesmal eine Strafe darauf erfolgt. Allein oft kommt solcher Spott von Menschen, die keine Katholiken sind, von denen also dabei auch das Wort Christi gilt: „Vater, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“ Wenn aber verdorbene Katholiken sich solches zu Schulden kommen lassen und doch nicht allemal sichtlich gestraft werden, so mag oft dieses Nichtgestraftwerden in dieser Welt für ihren Frevel eine noch größere Strafe sein, weil die Vergeltung ihnen aufgespart wird für die andere Welt, wo sie viel erschrecklicher ist und nicht mehr Belehrung und Bußfertigkeit erwecken kann.

Wenn aber Gott selbst Menschen in dieser Welt schon straft für religiöse Verbrechen und doch keine Belehrung darauf erfolgt, so will Er wenigstens andere Katholiken damit warnen, um durch solche handgreifliche Strafen an einem gottvergeßenen Menschen Alle zu erinnern, daß Er allwissend, wahrhaftig, heilig und gerecht ist.

Ich will jetzt noch einige derartige Ereignisse anführen, worin der Abscheu Gottes sich gezeigt hat über Spott, Verachtung und Verfolgung der Diener seiner Kirche.

* * *

Aus Baden. „Am auffallendsten zeigte sich die Strafe an einem verheiratheten Mann, der durch Rohheiten und vielfache Beschimpfung seinen Pfarrer zu kränken gesucht hatte; außerdem ging er an Sonntagen zweimal, um den Pfarrer zu ärgern, während der Predigt von der Emporbühne unter starkem Gestampfe die hölzerne Stiege hinab zur Kirche hinaus, so daß der Prediger unterbrechen mußte. Einmal sagte er zu seinen Bekannten im Wirthshause: „Ueber den Pfarrer schimpfen darf ich nicht, sonst könnte ich verklagt und gestraft werden, aber etwas wünsche darf ich schon: ich wünsche ihm, daß er so ein wenig Cholera bekomme.“ Ein andermal saß er wieder am gleichen Wirthstische, da fing er also an: „Ich muß euch einen recht schönen

Traum erzählen, den ich heute gehabt habe. Es träumte mir, das Pfarrhaus brenne. Und weil ich gerade in der Nähe war, eilte ich dem Pfarrhaus zu und ging in dasselbe hinein. Unten an der Stiege zum zweiten Stocke angekommen, kam der Pfarrer heruntergesprungen und wollte entfliehen. Ich aber sagte: „Halt, Alterle! diesmal ist es zu spät, du bleibst drin; ich ging und schloß die Thüre zu.“ Nicht wahr,“ fügte er noch bei, „das ist ein schöner Traum?“ — Bei dem Abzuge des Pfarrers von dort stellte er sich an die Straße, mit einem Sacktuche die Augen ausreibend und mit Weinerlicher Miene, um ihn zu verspotten. — Zwei Jahre später (1872) fuhr dieser Gutebel an einem Sonntag frühe etwa 5 Stunden weit zu einer Hochzeit. In der Kirche, früh 10 Uhr — zur Zeit der Predigt — fühlte er sich unwohl, mußte die Kirche verlassen, hatte die Cholera und starb an derselben noch am gleichen Tage. Einige Wochen später brannte noch sein Haus um die Mittagsstunde ab, aus welchem, obgleich es in der Mitte des Ortes stand und Löschmannschaft genug vorhanden war, nichts gerettet werden konnte, außer was im Stalle war. Da hieß es auch: „Halt, Alterle! du bist drin und was du gehabt, bleibt drin.“ Doch bei seinem Tode weinte Niemand. Ein Bekannter schrieb mir: „Wem geht die Augen nicht aufgehen, dem gehen sie nie mehr auf.“

Aus Baiern. „Mein Bruder war in den sechziger Jahren Pfarrer in H. bei Sch., und soviel ich weiß, besonders streng gegen die Jugend. Da sagte einmal ein christenlehropflichtiges Mädchen: „Wenn ich bei diesem Pfarrer nur nicht mehr in die Christenlehre gehen müßte!“ In der That ging es nach diesem Wort nicht mehr in die Christenlehre; es besuchte die Tanzmusik, erkrankte in Folge dessen und in acht Tagen war das vorher von Gesundheit strotzende Mädchen eine Leiche.“

Aus Oesterreich. „Als im Jahre 1874 zu W. in Böhmen eine heilige Mission abgehalten wurde, kam eine Obsthändlerin aus dem nahen Städtchen D. in den zur Pfarre W. gehörigen Ort T. Da sie im Orte eine gewisse freundliche Bewegung wahrnahm, fragte sie im ersten bekannten Hause: „Was gibt es denn und wo eilen die Leute alle hin?“ worauf sie die Antwort erhielt: „O wir haben jetzt in W. heilige Mission, wie dieß vor einigen Jahren in D. der Fall

gewesen. Die Missionäre sind aus P. gekommen, sie sind ununterbrochen beschäftigt mit Predigen und Beichtthören; ja in allen Ländern und Gegenden halten sie Missionen, nur um die Sünder zu bekehren und die Schwachen zu stärken.“ Das Weib ließ kaum ausreden und schrie: „O diese Leute! diese Beutelschneider! wie gut kenne ich sie von damals, da sie in D. waren! Sie machen alle Leute ganz närrisch, sie predigen, daß alles Gestohlene zurückgegeben werden muß, und das behalten sie dann Alles für sich. Ja sie haben die ganzen Missionen nur erfunden, um die Leute zu bestehlen und zu Narren zu machen.“ Der Hausherr wies ihr sogleich derb die Thüre, sich solche verleumderische gottlose Reden verbiethend, worauf sie im nächsten Hause sich in derartige Schmähungen über die Missionäre ergoß, daß die Feder sich sträubt, es niederzuschreiben. Auch hier wurde sie strenge zurechtgewiesen: „Schweig mir mit diesen boshaften Lügen,“ jagte der Hausvater, „und bedenk, welche große Sünde es ist, so ehrwürdigen Priestern nachzureden.“ Damit wies er sie ihres Weges und rief ihr noch nach: „Gebt nur Acht, daß Euch Gott nicht strafe für solche Lästerungen — wer weiß, am Ende müßt Ihr noch heute vor seinem Gerichte erscheinen.“ Das Weib kam wohl nach Hause; aber kaum daselbst angelangt, wurde sie vom Schläge gerührt. Gänzlich der Sprache beraubt lag sie da, und ihre Umgebung bemerkte, daß sie wünsche, mit den Sterbsakramenten versehen zu werden. Eiligst lief man um den Priester; doch es war zu spät, und sie starb, als derselbe erst auf halbem Wege zu ihr sich befand. Wie furchtbar sind die Gerichte des Herrn!

Die Verwandten der Unglückseligen baten die beiden Bauern, das oben Erwähnte doch ja Niemanden zu sagen, aber ich fragte dieselben selbst, und erhielt die Versicherung, daß es sich genau so zugetragen habe.“

Aus Oesterreich. „Als in demselben Orte M. einige Monate später die Erneuerung der Mission stattfand, fuhr ein leerer Wagen der nächsten Eisenbahnstation zu. Ein demselben begegnender Mann aus dem Dorfe K. fragte den Kutscher, wohin er fahre. „Zur Eisenbahn, um die Missionäre abzuholen,“ lautete die Antwort. „Ja, ja,“ rief der Mann hohnlachend aus, „holt diese Leute nur ab, aber seht zu, daß Ihr sie irgendwo erfänft!“ Sprach's und ging, über

diese boshafte Rede selbst zufrieden, lachend seiner Heimath zu. Zu Hause angelangt, stürzte er plötzlich zusammen und konnte sich gar nicht mehr rühren. „Ist dieß etwa gar eine Strafe Gottes für diese Rede?“ fragte er entsetzt sich selbst und seine Umgebung. Es wurde mit ihm immer schlechter und am dritten Tage schickte er nach M. mit der flehentlichen Bitte, es möchte doch einer jener Missionäre kommen, seine Beichte zu hören und ihm die Sterbesakramente zu reichen. Die Missionäre waren jedoch alle in der Kirche beschäftigt und konnten nicht abkommen; so eilte der Pfarrer zu ihm und wahrhaftig — es war die höchste Zeit; denn kaum hatte er die heilige Wegzehrung empfangen, so war er auch schon eine Leiche.

Wer muß hier nicht Gottes unendliche Barmherzigkeit erkennen, welche dem Sünder Zeit ließ, zu bereuen und zu büßen, ehe er starb; aber auch Gottes Gerechtigkeit, welche ihm die Gnade nicht mehr gewährte, seine letzte Beichte bei einem der Missionäre abzulegen!“

Aus Tirol. „Einen angesehenen Handelsmann in dem Städtchen R. in Tirol, den der Schreiber dieses Ereignisses wegen seinem ganz öffentlichen sehr ärgerlichen Ehebruchleben auf Verlangen vieler als Curat-Stadtbenedictiat zurechtweisen mußte — er war auch ein schrecklicher Gotteslästerer und Geistlichen-Beschimpfer, besonders in seinem aufgeregten und durch zu vieles Getränke erhitzten Zustande — suchte endlich nach vielen Jahren der ebenso gerechte als langmüthige Gott mit einer der schmerzlichsten Krankheiten, einem Geschwüre oder Krebsse seiner zu höchst abscheulichen und gottlosen Reden und Schimpfereien mißbrauchten Zunge, heim. Da nichts mehr half und sein Zungenleiden den höchsten Grad erreichte, ihm das Reden und Essen unmöglich machte, ging er endlich in sich, jammerte so viel er konnte, hob die Hände zum Abbiten vor Allen auf und gab auf's Kühnendste zu erkennen, soviel er noch konnte, daß er seine eisige Krankheit selbst als eine auffallende Strafe Gottes erkannte für den erschrecklichen unsittlichen und gottlosen Mißbrauch seiner Zunge, bat noch bei seiner Ehefrau und Allen, die anwesend waren, ernstlich ab und starb nach reumüthigem Empfange alles Heiligen unter dem Beistand der früher verachteten Stadt-Geistlichen nach einem sehr harten Todeskampfe, hoffentlich als ein bekehrter Sünder in der Gnade



und Barmherzigkeit Gottes, der nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehre und lebe.

Aus Tirol. „Ein lediger Tagelöhner, allbekannter Brantweintrinker, griff oft herabsehend die heilige Religion und Geistlichkeit an durch nachlässige Predigten in Wirthshäusern, wo Unglauben und Unsinn wechselten. Er ließ um ein Gläschen Brantwein allen Uebermuth mit sich treiben und oft übernachtete er ganz berauscht in einem Stalle oder anderen Winkel. Einmal kam dieser zum Erzähler dieses auf sein Zimmer und bat um die Abnahme einer Generalbeicht. Er war damals ganz nüchtern und gut beisammen. Er ward über zwei Stunden vorgenommen und auf's Eindringlichste belehrt und gewarnt bezüglich seines äußerst gefährlichen Seelenzustandes; er möchte doch nicht so niedrig mit sich spielen lassen und seine Seele und Gott mehr lieben als ein elendes und verderbliches Gläschen Brantwein. Die eben so wohlmeinende als eindringliche Belehrung und Zurechtweisung schien ihn anzugreifen und zu rühren. Unter vielen Thränen gelobte er dankend wahre Umkehr und Besserung. Zum

Schlusse sagte ich: „Merke es dir, leicht könnte im Rathschluß Gottes dieses deine letzte Beichte sein, nimm dich daher recht zusammen und halte aufrichtig dein Versprechen der Besserung, meide das so vielfach tödtende Giftwasser des Brantweines, denke öfters an diese Warnung, besonders zur Zeit der Versuchung, laufe dann davon und bete inständig und du bist gerettet, Gott verläßt dich nicht, wenn du ihn nicht verlässest.“ Nach ziemlich langer Zeit ließ er sich wieder von einem rohen Gefindel in D. bei St. Johann, wo er in Arbeit stand, so sehr anzechen, daß er in einem Stalle übernachteten mußte und dort, ganz entzunden von Brantwein, wie ein Vieh ganz allein ausgeisterte: am Morgen ward er todt angetroffen. Es war wirklich die Generalbeicht seine letzte Beicht.

Wer Gottes unendliche Langmuth nicht zur Rettung seiner Seele benützt, muß Gottes Gerechtigkeit erfahren, und die währet dann ewig.“

Es ist ausdrücklich von dem Heiland gesagt worden: Die Menschen werden Rechenschaft ablegen müssen über jedes nichtsnutzige Wort! Und an einer andern Stelle der heiligen Schrift ist geschrieben: Der Mensch wird gerichtet werden nach seinen eigenen Worten. Es ist aber auch eine Erfahrung bis auf den heutigen Tag, daß eine freche Rede an dem, der sie leichtfertig und frech sich zu Schulden kommen läßt, oft tödtlich und schrecklich sich erfüllt. Ich will hier zur Warnung mehrere Geschichten, die mir von Ohren- und Augenzeugen mitgetheilt wurden, anführen.

* *

Aus Baiern. „In D. trug sich Folgendes zu: Am 12. November l. J. Abends verunglückte ein Dienstknecht dadurch, daß er beim Einfahren eines beladenen Wagens in eine Scheune in der Dunkelheit von der Wagenbeichsel auf den Wagen einen Stoß erhielt, in Folge dessen er am andern Morgen verschied — und zwar unversehen. Er hatte erklärt: „Er brauche keinen Pfarrer.“ Auch soll er 3 Jahre nicht gebeichtet haben. Nun kommt aber die Hauptsache. Einige Zeit vor diesem Unglücke soll er in einem Wirthshause dahier die Drohung ausgestoßen haben, er wolle einen andern Knecht, auf den er eifersüchtig war wegen eines Liebesverhältnisses, an der Kirchweih kalt legen. Und siehe, gerade am Kirchweihsonntag lag

er, der diese Drohung ausstieß, schon kalt auf der Bahre und im Grabe; denn am Kirchweihsonntag Nachmittag wurde er beerdigt! Wer sieht hier nicht den Finger Gottes?"

Aus Baiern. „Ein alter verwittweter Webermeister und Kleingütler in H. hatte drei erwachsene Töchter im Hause, mit welchen er nach dem Tode seines Weibes fortwirthschafete. Die Tochter M. heirathete einen Schneidermeister, welcher eine Stunde von ihrer Heimath entfernt war, bekam aber, nachdem sie mehrere Kinder geboren, den Blutkrebs, welcher sie lange Zeit an das Krankenbett fesselte. Ihre jüngste Schwester K. fand sich öfters in ihrem Hause ein, um ihren unerwachsenen Kindern und dem Manne behülfslich in der Abwartung der kranken Schwester und in Führung des Hauswesens zu sein. Da die erwähnte Krankheit in jener Gegend irrthümlicherweise für erblich gehalten wird, so sah die ältere Schwester J. diese Besuche höchst ungern, weil sie Ansteckung befürchtete, und erklärte daher einmal der K., als diese sich wieder zu einem solchen Besuche auf den Weg machte, in barschem Tone: „Wenn du es nicht lassen kannst, die M. zu besuchen und von der Krankheit angesteckt wirst, so darfst du nicht darauf rechnen, daß ich dir abwarte; ich laß dich in D. verfaulen.“ Beim Tode der M. hatte die J. eine solche Furcht vor ihrer Krankheit, daß sie sich nicht einmal am Leichenbegängnisse theilnahm, sondern erst nach Beerdigung derselben in der Kirche sich einfand. Einige Zeit später wurde aber nicht die K., sondern die J. von der nämlichen Krankheit ergriffen und erlag ihr auch endlich nach langem Hinsiechen, die K. hingegen blieb verschont und ist jetzt nach 30 Jahren noch frisch und gesund. — Wie beschämend mußte es für die Kranke sein, in ihrem ekelhaften Zustande barmherzig von derselben Schwester bis an's Ende gepflegt zu werden, welcher sie, die jetzt Kranke, einst gedroht hatte, ihr keine Hülfe zu leisten, wenn sie durch die Pflege der ersten Schwester angesteckt werde. Gott straft oft auf eine Weise, daß auch blödsichtige Menschen es erkennen müssen, daß die Strafe von einem allwissenden und gerechten Gott ausgewählt worden ist.“

Aus Baden. „Es sind jetzt etwa 3 Jahre her, da wurde ich Nachts in das Spital zu J. gerufen, einen Kranken zu versehen. Er beichtete und Alles schien ganz in Ordnung. Als ich ihm

die heilige Communion reichen will, bekommt er in den Knieern eine Art Starckrampf, so daß es mir ganz unmöglich ist, ihn mit der heiligen Wegzehrung zu versehen. Ich wartete längere Zeit, betete ihm vor, aber sein krampfhafter Zustand blieb. Ich ging nun nach Hause und hinterließ den Auftrag, mich bei eingetretener Besserung sogleich zu rufen. Am Morgen erschien der Spitalvater und zeigte den Tod des Kranken an mit der Anfügung, daß sein Zustand der gleiche geblieben bis zum letzten Athemzug. — Die Sache kam mir doch etwas auffallend vor. Einige Tage später erfuhr ich von einem Kameraden des Verstorbenen, daß sie einst beisammen im Wirthshaus geseßen, und da habe dieser die freventliche Aeußerung gethan: „Man solle ihm auf dem Todtbette nur nicht kommen mit (hier gab er der heiligen Communion einen Lästernamen). Man ist gekommen mit unserm lieben Herrgott, aber genießen konnte er ihn nicht mehr.“ Das waren die Worte des einfachen christlichen Mannes.“

Aus Baiern. „J. W. aus S. hatte die Gewohnheit zu sagen: „D so erschlag' mich ein Eichbaum!“ Einstmals — es war in den dreißiger Jahren — fällt er mit seinen Leuten am Charismstage einen starken Eichbaum, und da es Abend wurde, ohne daß der Baum fallen wollte, so schickten sie sich an, nach Hause zu gehen. Da sprach J. W. noch gegen die Eiche hin: „Belehre dich über die Ofterfeiertage“, und der Eichbaum stürzte und erschlug W., so daß seine Leiche als unförmige Masse in einem Korbe nach Hause getragen wurde. Sein Wunsch, den er so oft im Leben ausgesprochen, war in Erfüllung gegangen.“

Vom Hunsrück. „Vor 30 Jahren, als ich Pastor zu C. auf dem Hunsrück war, fand sich unter meinen Pfarrkindern auch der schlecht beleumdete Metzgermeister G. M., der stets zur Bekräftigung seiner Ausagen die Bethuerung im Munde führte: „Ich will blind und scheel werden, wenn es nicht wahr ist.“ Dieser ließ einem Bauersmann vom benachbarten L. gegen Schuldschein zwei Thaler. An diese im Schuldschein mit Ziffer geschriebene 2 fügte er unter der Hand eine Null und so lautete der betreffende Schuldschein jetzt statt auf zwei auf 20 Thaler. Der Bauersmann wußte vor Gericht den Beweis zu erbringen, daß er nur 2 Thaler von genanntem Metzger M. geliehen und der auf 20 Thaler lautende Schuldschein gefälscht sei. M. wurde der

Verfälschung überführt und kam zur Abbüßung seiner beßfalligen Strafzeit in die Strafanstalt B. Nach etwa 3 bis 4 Monaten erhielt ich von dem katholischen Geistlichen, genannter Strafanstalt, Namens K., ein Ausführungszeugniß über dieses mein besagtes Pfarrkind, worin es denn unter Anderem auch hieß: „An dem einen Auge ist er bereits ganz blind und aus dem andern sieht er nur noch wenig.“ Einen gewaltig erschütternden Eindruck machte diese Nachricht über das nunmehr wirklich eingetretene „Blind- und Scheelwerden“ auf mich und Alle, die davon hörten.“

Aus Württemberg. „In B. bei D. im württembergischen Schwarzwalde erlaubte sich der Sohn eines Bauern eine gewisse Unart an dem Fohlen eines Nachbarn. Nach langem Zögern machte dieser die nöthigen Vorstellungen bei den Eltern des Sohnes. Die Mutter aber, welche eine Affenliebe zu ihren Kindern hatte, hält die gerechte Beschuldigung für eine Verleumdung und gerieth in einen solchen Zorn, daß sie die unchristlichen Worte fallen ließ, „ihr Sohn dürfe einmal die Leiche des Nachbarn nicht begleiten“. Der Nachbar, der damals schon leidend war, starb nun vor zwei Jahren, nachdem von jener Drohung an 17 Jahre verlossen waren, während welcher Zeit die Zwistigkeit sich beigelegt hatte. Der betreffende Sohn sollte nun bei der Leiche den ersten Nachtdienst übernehmen; allein es hatten sich bereits Andere gemeldet und so wurde er auf die zweite Nacht angewiesen. An dem Tage aber, an welchem er die Nachtwache antreten sollte, schlug ihm ein Floßstamm beim Abladen den einen Fuß ab und die böshafte Drohung seiner Mutter hatte eine sehr unliebfame Erfüllung gefunden.“

Aus Baiern. „Bei uns in K. ist seit dem neuen Jahre das Scharlachfieber unter den Kindern, wobei dem Bauern K. 3. zwei Mädchen gestorben sind im Alter von 10 und 13 Jahren. Da sagte Nachbar D., ein rechter Freigeist: „Der 3. hätte sich halt sollen in's Apostolat des Gebets aufnehmen lassen (dessen Verein unser hochw. Herr Pfarrer in unserer Gemeinde eingeführt hat) und den Sendboten lesen, da könne man ja Alles erbeten.“ In ein paar Tagen erkrankte diesem Spötter sein ältester Sohn und starb auch gleich an dieser Krankheit. Und in der Zeit vom Januar bis Anfangs Februar sind ihm vier Söhne gestorben.

Er hat jetzt noch einen Sohn und der ist ein Krüppel in Folge der englischen Krankheit. Mädchen hat er keine. — Gott läßt Seiner nicht spotten!“

* *

Man könnte bei derartigen Unglücksfällen, wie hier manche erzählt worden sind, einwenden: christliche Personen werden ja auch nicht vom Unglück verschont. Allein wenn ordentliche Christen von einem Unglück heimgesucht werden, dann gilt ihnen der Spruch des Apostels Paulus: „Denen, die Gott lieben, gereicht Alles zum Besten.“ Sie können sich einfach auf Gottes gütige und weise Fürsorge verlassen, bei der alle Haare eines jeden Menschen gezählt sind. Es kommt dann nur darauf an, daß es der Mensch mit christlicher Geduld Gott aufopfert — dann wird es Gott so leiten, daß der geduldige Kreuzträger einst in der Ewigkeit Gott mehr dankt für das Leiden, als für das Angenehme, was er auf Erden gehabt hat.

Ganz anders verhältet es sich, wenn der Mensch eine böshafte Sünde, Wort oder That begangen hat und sogleich oder ganz bald ein großes Unglück darauf folgt. Vor Allem kann ein solcher Mensch nicht denken, das gereiche ihm zum Besten, denn nur denen, die Gott lieben, gereicht Alles zum Besten. Sodann muß er denken, es ist die ernste Gerechtigkeit Gottes, die mich getroffen oder vielmehr nur gestreift hat. Viel schrecklicher wird mich die Gerechtigkeit Gottes erst nach dem Tode treffen, wenn ich mich jetzt nicht warnen lasse und mich befehle. Die heilige Schrift sagt ausdrücklich: „Es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen.“

Das ganze Menschenleben von der Zeit der Kindesjahre an, wo sich der vernünftige Geist schon regt, bis zum Sterben und Tod ist eine Probe, ob der Mensch Gottes Willen vollführt, oder seine Gebote übertritt, davon hängt es dann ab, welches Haus der Ewigkeit der Seele beim Scheiden vom Leib zugewiesen wird. Ein ganz besonders wichtiges Lebensverhältniß, was bei Gottes Gericht in die Waagschale gelegt wird, besteht in dem Verhältniß und Benehmen der Eltern zu den Kindern und der Kinder zu den Eltern. Die drei ersten Gebote unter den zehn Geboten Gottes beziehen sich unmittelbar auf die Ehre und

Verehrung des allmächtigen Schöpfers Himmels und der Erde. Die sieben andern Gebote beziehen sich auf den Nebenmenschen. Unter diesen ist aber das allererste, also vor Gott das wichtigste, daß Vater und Mutter von den Kindern geehrt werden. Dieses Gebot ist so wichtig, daß Gott eine eigenthümliche Verheißung dazu gesetzt hat für den, der es getreu befolgt, nämlich: „auf daß es dir wohl gehe und du lang lebest auf Erden“. Es muß somit sich auch in diesem Leben schon oft Belohnung und Strafe zeigen, je nachdem der Mensch dieses Gebot befolgt oder übertritt. Andererseits müssen Eltern die Kinder, welche Gott ihnen geschenkt, mit der allgeröchsten Sorgfalt so erziehen, daß dieselben an Leib und Seele gedeihen. Denn eben die Eltern sind freiwillig die Ursache gewesen, daß sie Kinder erhalten haben. Auch in diesem Verhältniß sieht man sehr oft Gottes großen Ernst, wenn Eltern ihre Kinder nicht richtig und rechtschaffen erziehen, oder selbst noch verderben. Hingegen werden Eltern, welche wahrhaft christlich ihre Kinder durch Beispiel, Wort und That erzogen haben, schon in diesem Leben belohnt, indem ihnen die Kinder viele Freude machen und ihnen das Alter erleichtern.

* *

Aus Westpreußen. „Der Fluch eines Vaters, der auf seinem Sohne ruht, bringt letzterem und seiner ganzen Familie Unheil. — Ich hatte in meiner Geburtsstadt G. in Westpreußen einen alten Großonkel, der anno 1861 daselbst starb und auf dem dortigen Pestbudenkirchhof beerdigt ist. Dieser hatte einen Sohn, der als Sattlergeselle in jungen Jahren in die Fremde ging und nicht mehr nach Hause zurückkam, sondern sich in W. am Rhein niederließ und sich nach wenigen Jahren in guten Verhältnissen befand. Ende der fünfziger Jahre kam dieser Mann nach G., um mit seiner Frau seine alten Eltern zu besuchen. Zu Hause, d. h. bei dem alten Manne, war noch ein Sohn, August, der kränklich war und mit seiner Frau im Ehescheidungsproceß stand (die ganze Familie war protestantisch). Bei Gelegenheit dieses Besuchs kam man auf Theilung des Vermögens zu sprechen. Der alte Mann wollte den größten Theil des vorhandenen Vermögens dem kränklichen Sohne August zuwenden, womit indeß der Bruder, von seiner Frau noch aufge-

hezt, nicht zufrieden war. Die Folge nun war, daß ein Streit ausbrach, in welchem der alte Mann seinem Sohne flüchte. Dieser Sohn hielt sich noch einige Tage bei meinen Eltern auf und reiste alsdann in die Heimath zurück. Kaum dort angekommen, wird seine Frau krank und stirbt. Anno 1857 starb in G. der Sohn August vor seinen alten Eltern. Anno 1858 stürzte der älteste Sohn des Sattlers von W. mit dem Pferde in N., wo er als Soldat stand, und brach das Genick. Anno 1866 zog der Verlobte seiner Tochter unter den Preußen in den Krieg und fiel. Die Tochter nahm sich die Sache so zu Herzen, daß sie im October desselben Jahres starb (ich sah sie auf ihrem Sterbebette). Endlich ist er selbst anno 1869 gestorben. Von dem Vermögen hat er nie etwas erhalten — auch nichts davon gewollt. In G. ist die ganze Familie ausgestorben.“

Aus Baiern. „(Aus einer Leichenrede.) J. Sch. ging am 27. Jänner Abends von seiner Arbeit, dem Holzfällen im Walde, nach Hause. Erst seit 8 Tagen hatte er sich dieser Arbeit unterzogen, nachdem er vorher mehrere Wochen im vollständigen unbegreiflichen Müßiggang im Hause seiner Eltern hingebracht hatte. Und auch diese Arbeit hatte er nicht etwa, um sich sein Brod zu verdienen, übernommen, denn das ak er, ohne es sich zu verdienen, bei seinen Eltern, sondern nur um sich, in Ermangelung anderer Gelegenheit, Geld zu verschaffen. Er ging also wie gesagt von der Arbeit heim. Aber nicht gleich in sein elterliches, sondern in ein anderes Haus; in ein Haus, in welchem er mit Genossen seine Abende hinzubringen pflegte.

Dießmal hielt er sich jedoch nicht lange auf. „Ich muß heim,“ sagte er, „und ein wenig herumvespern, dann komm' ich gleich wieder.“ Er hatte schon am frühen Morgen desselben Tages, ehe er an die Arbeit ging, gevespert. Das Vespern bestand in greulichstem Fluchen und Schelten, in den fürchterlichsten Drohungen gegen seinen alten Vater, den er einen alten Lumpen und Anderes nannte, was eine menschliche Zunge nicht auszusprechen vermag. Er hatte dem Vater das geladene Gewehr auf die Brust gesetzt und gedroht, ihn niederzuschießen, wenn er nur ein Wörtlein sage. Seinem Bruder drohte er das Gesicht kreuzweise zu zerschneiden; seine Mutter aber, welche ihn mit Bitten und Thränen in seiner Wuth zurückhalten

wollte, schleuderte er auf das Steinpflaster hin, daß sie lange Zeit darnach noch die größten Schmerzen am Rücken litt. Mit der Drohung, daß er es am Abende noch ärger machen werde, entfernte er sich. Darin bestand sein Vespern am Morgen. Die Eltern und die zwei Geschwister J. und H. verlebten den Tag in der schrecklichsten Angst; wie Tauben vor dem Geier, wie Schafe vor dem Wolfe zitterten sie.

Der Vater ging nach P., um Gendarmerie zu seinem Schutze zu erbitten, konnte sie aber nicht erhalten. Was konnte die arme Familie thun? Sie entfernten alle Waffen, richteten dem J. Sch. sein Abendessen her, und sperren sich zusammen, Vater, Mutter und der Sohn J., in die Schlafkammer der Eltern ein. Endlich kam J. Sch. heim, als, was für ihn hergerichtet war, und fing das Vespern, nämlich furchtbares Fluchen und Schelten an. Unter schrecklichem Fluchen ergriff er ein Zimmermannsbeil, welches zu befestigen man vergessen hatte, stürmte zuerst über die Stiege hinauf auf den Dachboden, wo sein Bruder sonst schlief, fand ihn nicht, stürmte fluchend herab, schlug mit gewaltiger Faust die Thüre zur Schlafkammer seiner Eltern auf, wollte eindringen — da fiel ein Schuß, J. Sch. stürzt getroffen rücklings zu Boden, das Beil entfällt seiner Hand, der rechte Arm bleibt zum Schläge erhoben. Man eilt um den Priester, er kommt, gibt unter der Bedingung, daß noch Leben, ein guter Gedanken, ein Funken Reue in dem Gefallenen ist, die Absolution, fühlt den Puls, findet kein Lebenszeichen. So endete J. Sch.; sein eigener Bruder J. hatte in der Angst losgedrückt und, obwohl er nicht dahin zielte, ihn in den Hals getroffen; der Fluch in diesem Halse veranlaßte sich in ein kurzes, wie thierisches Gurgeln und Nöcheln. Das ist das unglückselige Ende des J. Sch.

Wir würden aber sehr irren, wollten wir diesen schrecklichen Ausgang als das Resultat nur eines einzigen Tages betrachten. Im Gegentheil, dieses Ende ist nur das letzte Glied an einer langen Kette. Ring um Ring mußte vorerst geschmiedet und aneinander gereiht werden, um einen solchen Abschluß zu finden. Eine lange Rechnung mit gewichtigen Zahlen mußte vorausgehen, damit das Herauskommen konnte, was uns mit Entsetzen erfüllt.

Gott gebietet: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest und es dir wohl

ergehe auf Erden.“ Unter allen Geboten ist keines, dessen Beobachtung Gott so augenscheinlich mit Glück und Segen schon in dieser Zeit verbunden hat, als gerade das vierte Gebot; es ist aber auch keines, dessen Verletzung Gott schon in dieser Welt so sichtbar und auffallend bestraft als eben dieses vierte Gebot. „Verflucht sei, wer seinen Vater und seine Mutter nicht ehrt, und alles Volk soll sagen: ja, er sei verflucht.“ Und nach diesen Worten war J. Sch. ein verfluchter Sohn; denn er war nicht bloß ein widerspänniger, unbändiger, undankbarer Sohn, er hat seinen Vater nicht bloß verflucht und beschimpft, er hat ihn auch auf die frevelhafteste Weise mißhandelt. Zweimal hat er schon in früherer Zeit seinen Vater am Halse gepackt, wie einen Hund gewürgt und dann wie ein Stück Holz von sich geschleudert. Oft und oft hatte ihn der Vater gebeten, er möge ihm nur Ruhe und Frieden lassen, er verlange sonst gar nichts, aber der herzlose Sohn hatte keine andere Antwort als: „Gerade nicht, ich mag nicht.“ So lange und so arg quälte er seinen Vater erst vor wenigen Wochen, daß diesem der Fluch über seinen Sohn entfuhr: „Verrecken sollst du, denn du bist kein Sohn!“ Und der Vaterfluch, den der Sohn selbst erpreßt hatte, sollte in schauerlicher Weise in Erfüllung gehen. Die zwei Kriege hatte J. Sch. mitgemacht im Jahre 1866 und 1870/71. Reichlich war er in denselben von seinen Eltern unterstützt worden; der Vater, obwohl er selbst nichts hatte, machte Schulden und schickte ihm über 100 Gulden, die Geschwister schickten ihm ohne Wissen des Vaters von ihren Ersparnissen, was sie vermochten. Welch' ein Glück für ihn, wenn er im Kriege gefallen wäre! Aber es war, als sollte ihm der Tod der Ehre und der Pflicht auf dem Schlachtfelde nicht zu Theil werden, weil er schon längst den Fluch, der auf Mißachtung des vierten Gebotes gesetzt ist, auf sich herabgeschworen hatte. Seinen eigenen Vater hatte er am Halse gepackt und gewürgt. In seinen eigenen rucklosen Hals sollte er getroffen werden, obwohl auf denselben gar nicht gezielt war; und nicht als ehrlicher Soldat sollte er sterben, sondern wie ein wüthendes Thier hingestreckt werden. Das ist der Fluch, welcher gesetzt ist auf die Verachtung des vierten Gebotes.

Wer aber trägt die Schuld an der Ausartung dieses Menschen? Manche deuten auf die Eltern hin und auf die schlechte Erziehung, die er etwa

empfangen habe. Allein die Eltern sind nicht schlechter, wenn sie auch nicht besser sein wollen, als im Durchschnitt die allermeisten Eltern sind, und trotz einer vielfach noch schlechteren Erziehung sind gute Kinder erwachsen, wie denn auch seine übrigen Geschwister, wenn nicht besser, so doch auch nicht schlechter sind als im Durchschnitt die meisten Kinder in unserer Zeit. — Andere denken an die schlechte Gesellschaft, die sich um ihn bildete. Wenn auch solche, die sich ihm anschlossen, nicht von aller Schuld frei sind, so steht so viel sicher, daß nicht Andere ihn verführten, sondern daß er der Verführer Aller war, welche sich aus Leichtsinne oder Kurzsichtigkeit ihm angeschlossen haben.

Suchen wir nicht lange nach der Schuld, sie lag in ihm, in seinem eigenen Herzen. Er hatte freien Willen und gesunden Verstand. Aber er richtete die ganze Kraft seines Willens, seines Verstandes nicht auf das Gute, sondern auf das Schlechte. „Thust du Gutes,“ — so hat Gottes Stimme auch zu ihm gesprochen, — „so bist du Mir lieb und angenehm. Thust du es aber nicht, so lauert die Sünde wie ein blutdürstiger Löwe schon vor deiner Thüre. Allein du kannst die Lust dazu bezwingen und über sie herrschen.“ 1 Mos. 4, 6 u. 7. Er aber bezwang die Lust zur Sünde nicht, sondern nährte sie und ließ sich ganz von ihr beherrschen, und seine eigene Sünde, herangewachsen zu einem blutdürstigen Löwen, sollte ihn verderben.

Es war ein furchtbares Sterben: Flüche und Gotteslästerungen im Munde, tödlichen Haß im Herzen, Mordgedanken gegen den eigenen Vater und Bruder im Sinne, — so hinübergehen aus dieser in die andere Welt, das habe ich in meinem Leben nicht gehört, in keinem Buche noch gelesen. Ob seine Seele in der Ewigkeit noch Gnade gefunden hat, wir wissen es nicht. Beten dürfen, sollen und wollen wir für ihn, denn das Gebet ist in keinem Falle vergeblich.“

Aus Baden. „Meine Pathin hatte eine Bekanntschaft. Als ihr an Erfahrung reicher Vater auf dem Todbette lag, ließ er sie zu sich kommen, redete ihr zu, diese Bekanntschaft aufzugeben. Sie versprach es dem sterbenden Vater und gab ihm die Hand darauf.

Nach erfolgtem Tode bestand die Bekanntschaft noch kurze Zeit fort und führte in die Ehe. Nicht gar nach Verfluß eines Jahres kam die Frau in's Wochenbett. Ohne daß Jemand schon Ge-

fahr ahnte, ließ sie den angesehensten Mann ihrer Verwandtschaft zu sich rufen, erzählte ihm, was sie ihrem Vater auf seinem Todbette versprochen, aber leider nicht gehalten habe, und fügte bei: „Du wirst sehen, ich werde sterben, weil ich das dem Vater auf dem Todbette gegebene Versprechen nicht gehalten habe; und ich muß dir noch mehr sagen: mein Vater selig hat mich noch, als meine Hochzeit das erste Mal verkündet war, an mein Versprechen erinnert, indem mich, als ich meinen Bräutigam Abends einmal bis an unsere Haushüre in der Dunkelheit begleitet hatte und zurückkehrte, eine auffallende Helle umgab, die mich gewaltig erschreckte und mir meinen Vater und das gegebene Versprechen meiner Seele einprägte.

Die Frau starb wirklich in wenigen Tagen.“

Aus Baden. „In M. war vor mehreren Jahren ein christenlehrlingpflichtiger Bursche, der oftmals seine Mutter roh anfuhr, sie beschimpfte, sogar die Hand gegen sie aufhob. Dieß kam auch dem Pfarrer zu Ohren. In einer der folgenden Christenlehrlingstunden rief er, plötzlich den behandelnden Gegenstand verlassend, den Burschen auf und sagte: „Dich muß ich vom vierten Gebot Gottes fragen; sage, wie heißt es?“ Nach erhaltener Antwort erklärte ihm der Pfarrer dasselbe und fügte bei: „Wer sich gegen Vater und Mutter benimmt wie du, dem wird es nicht gut gehen auf Erden, er ist auf dem Weg zum Zuchthaus.“ Einige Jahre später verwundete dieser Bursche zur Nachtzeit einen ihm Unbekannten, welcher an den Folgen der Wunde starb, und er wanderte alsdann auf 15 Jahre in's Zuchthaus. Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl gehe.“

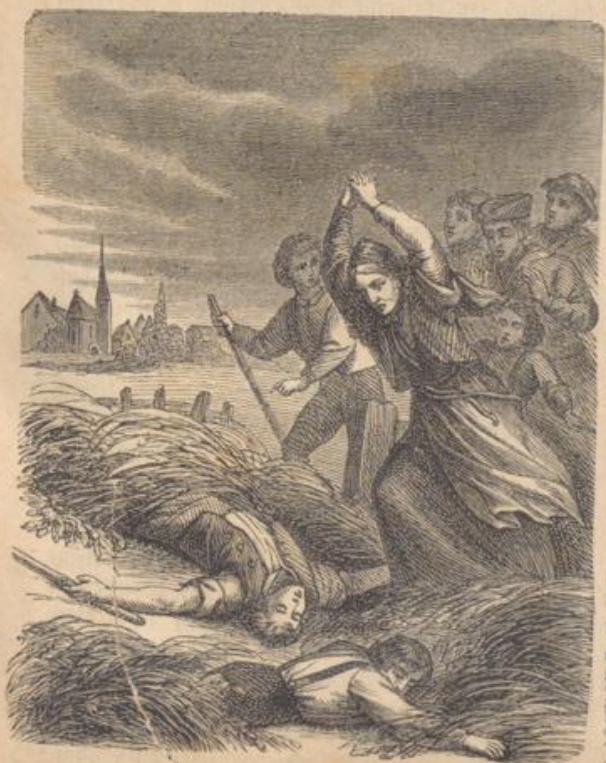
Aus Baiern. „Es war heiläufig um das Jahr 1864, da war in B., einem Dorfe nur $\frac{1}{4}$ Stunde von U. entfernt, ein Pfarreiverweser, der es mit dem Besuche der Christenlehrlingpflichtigen Jugend nicht leichtsinnig nahm, und wenn dann, was öfters vorkam, Christenlehrlingpflichtige fehlten, die Eltern der Pflchtigen öffentlich an ihre Pflicht gemahnte, ihre Söhne in die Christenlehre zu schicken. Da kam es nun einmal vor, daß genannter Pfarreiverweser beim Verlesen der Pflchtigen inne wurde, daß zwei Brüder aus einem Hause fehlten. Da rief der Verweser laut, daß es Jedermann hören konnte: „Sind die Eltern da?“ Da stand die Mutter dieser zwei ungehorsamen Söhne auf und rief mit frecher Stimme ihrem Seelsorger entgegen: „Was wollen Sie

Gehen Sie einmal in's Gericht (sie meinte nämlich das liberale Landgericht), da werden Sie es gleich hören." Was jener Geistliche darauf geantwortet hat, weiß ich nicht, aber was Gott geantwortet hat, kann ich berichten. Es war am 2. Juli 1873, als jener Geistliche, der von einer Frau so abgeschmauzt worden ist, gar nicht mehr am Leben war, da kam das Gericht Gottes, oder Heimsuchung, wie man es gewöhnlich nennt, über genannte Frau und Söhne; nämlich am 2. Juli 1873 Nachmittags, beiläufig um die Zeit, wo die Christenlehre gehalten wird, waren drei Söhne jener frechen Frau auf dem Felde, um Kartoffeln zu häufeln; da kam ein Gewitter herangezogen, die drei Brüder versteckten sich in einen daselbst befindlichen Kleeacker mit dürrem Futter, so zwar, daß jeder unter einem besondern Haufen versteckt war; da zuckte der Blitz und tödtete zwei davon; einer kam unverseht nach Hause, um die Trauernachricht zu überbringen. Die bestürzten Eltern fuhren auf das Feld, um ihre Söhne zu holen; der eine war augenblicklich todt, der andere wurde

noch lebend, aber bewusstlos nach Hause gebracht und starb nach 1 1/2 Stunden. Was die Mutter dieser Söhne am meisten schmerzte, soll der Umstand gewesen sein, daß ihre Söhne schon seit Ostern jenes Jahres nicht mehr gebeichtet gehabt hätten."

Aus Baden. „Ein Knabe hatte in seinem elterlichen Hause, wenn ihm nicht Alles nach Wunsch ging, die Gewohnheit, zu schreien; wenn er bestraft wurde, suchte er durch lautes und andauerndes Weinen seiner Bosheit und seinem Eigensinn Luft zu machen. Aufmerksam gemacht, daß ja die Nachbarskinder ihn hörten und auslachen, entgegnete er, wenn's nur alle Leute hörten, damit sie wüßten, wie ihr es mir macht."

Wurde er in der Schule aufgerufen, begann er zu weinen oder stellte sich doch, als weine er. So wußte er vielfach seinen Eigensinn und seine Bosheiten durchzusetzen, gewöhnte sich an Verstellung und Lügen, hielt nichts auf Ehre und wurde so ein eigensinniger, grober und läppischer Mensch. Freilich ist hier ein großer Erziehungsfehler begangen worden. Als er herangewachsen war, sah er, daß er mit der Zeit ein schönes Vermögen bekomme; jetzt gesellte sich zu den früheren Untugenden auch noch der Stolz. Er meinte, so wie er sei keiner mehr weit und breit. Als sein Vater alt und krank geworden, behandelte er ihn roh und unehrerbietig, schimpfte ihn sogar noch auf dem Todtbette Lump und alter Strolch, so daß der Vater mir sagte: „Dieser Mensch kann kein Glück haben, weil er mich so schmähslich behandelt und beschimpft, denn das vierte Gebot Gottes besteht noch; er wird das werden, was er mir sagt. Die mir zugerufenen Schimpfnamen werden einst auf ihn passen.“ Der Vater starb, jetzt sollte er sich verheirathen, allein keine ordentliche Person bot ihm die Hand, er durchstreifte viele Ortschaften, aber vergeblich. Endlich heirathete er eine nahezu vermögenslose Person, die in sittlicher Beziehung nicht besser, eher noch schlimmer war als er. Er streifte vielfach und sogar zur strengsten Arbeitszeit auf der Jagd im Wald herum und vernachlässigte so sein Bauerngeschäft, seine Frau ergab sich dem Putz und dem geschäftigen Müßiggang. Dabei wurde ein guter Tisch geführt, so daß mancher Herr keinen solchen führt. Als die Frau einmal gefragt wurde: „Aber wie könnt ihr einen solchen Tisch führen?“ gab sie zur Antwort: „Wir haben es ja und wegen dem Arbeiten habe ich nicht ge-



heirathet. Ich will es gut haben.“ Nun man lebte und trieb sein Geschäft so thöricht als möglich. Des Vaters Prophezeiung ging in Erfüllung. Dieser Mann kam mit Frau und Kindern an den Bettelstab. Es blieb ihnen nichts als der alte Stolz und die Meinung, andere Leute seien schuld an ihrem Unglück. Das vierte Gebot hatte sich bewährt: „Wer Vater und Mutter nicht ehrt, dem wird es nicht gut gehen.“

So oft mir ein alter Handwerksbursche oder sonst ein verwahrloster Mensch begegnet mit schmutzigen Kleidern, zerrissenen Schuhen, abgeschabtem Hut, lumpigem Aussehen, kommt mir der Gedanke: Mußt du vielleicht zum abschreckenden Beispiel für Kinder so herumlaufen, weil du in deiner Jugend Vater und Mutter nicht gefolgt hast?

Auch habe ich die Erfahrung gemacht, daß Menschen, wenn sie ihr Vermögen verliederlicht und durchgebracht haben, wenn man es ihnen nochmals gäbe, sie es nochmals verputzen und durchbringen würden. Ja im größten Elend gehen Manche die Augen nicht auf. Deshalb habe ich auch blutwenig Mitleid mit Menschen, von denen ich weiß, daß sie Vater und Mutter nicht ehrten, als sie jung waren, die nun dafür ihre Strafe abbüßen im Alter durch Armuth, Verachtung, Elend und Noth aller Art. Ich denke, es ist recht, daß es so ist, das ist eine weise Einrichtung Gottes.“

Es gibt kein wichtigeres Ereigniß im Menschenleben als die Stunde, in welchem dasselbe ein Ende nimmt. Vor Allem entscheidet sich hier, wie es in alle Ewigkeit der Seele gehen wird; „wie du stirbst, so fahrst du, und wie du fahrst, so bleibst du.“ Es sind aber die mannigfachen Arten und Umstände, wie verschiedene Menschen sterben, sehr lehrreich für die noch lebenden. Sie werden gemahnt und gewarnt dadurch.

Aus der Schweiz. „Mein Pfarrer, Prinzipal in G., war noch im letzten Jahrhundert Vikar bei einem schon älteren Pfarrer. Dieser kränkelte schon längere Zeit und litt an der Wassersucht, ging nur selten mehr in die Kirche, noch sonst aus. Als nun einst der Vikar seine Fasten- kinderlehre hielt, erblickte er auf der Empore seinen Pfarrer und dachte: er wird sehen wollen,

wie es gebe. Nach dem Unterrichte ging der Vikar hinauf, um den alten Herrn hinabzuführen, er sah aber keinen Menschen auf der Empore, und als er den Pfarrer fragte, ob er nicht diesen Morgen in der Kirche gewesen, war derselbe sehr erschrocken und sagte, er habe sich selber „gekündet“, d. h. seinen Tod angezeigt.“

Aus der Schweiz. „Pfarrer F. in U. bei St. Gallen stand einst in der Nacht auf, und wie er wieder mit dem Lichte in's Zimmer kam und in's Bett wollte, sah er, daß er selber schon im Bett liege; ein Mann wie er lag an seiner Stelle. Der Pfarrer erschrock, ging Morgens früh zu seinem Nachbar und Freund, Pfarrer in R., und sagte, er wolle beichten, er habe sich letzte Nacht selber gesehen und er müsse sterben. Der Nachbar lachte ihn aus, aber F. beichtete, rüstete sich auf den Tod und war in einigen Tagen eine Leiche.“

Aus Baiern. „Ich hatte einen Bruder Namens F., der nach Aussage meiner Mutter ein ganz eigenartiger Knabe war, bis zum Erstaunen furchtlos. Schnell hitzig und jornig, zeigte er im nächsten Augenblick die heftigste und ganz aufrichtige Reue. Seine Heftigkeit machte meiner Mutter vielen Kummer, seiner Zukunft wegen. Im Jahre 1836 war er elf Jahre alt und ich vier. Da ward ich im Juli genannten Jahres an einer Blatterkrankheit auf den Tod krank. Mein Bruder F., der alle seine Geschwister zärtlich liebte, sagte nun zu meiner Mutter, er wolle auf den St. Michaelsberg gehen und beim heiligen Otto recht für seinen kleinen O. beten, auf daß er wieder gesund würde. In der Krypta der St. Michaelskirche, in welcher das Grab des hl. Otto sich befindet, steht auch an der Wand eine lebensgroße Statue des Heiligen, die wie lebend anzuschauen ist. Diese wird sehr verehrt und geküßt. Dahin also ging F., um für mich zu beten. Als er wieder nach Hause kam, ging er sogleich zur Mutter und sagte: „Mutter, der kleine Otto stirbt, der hl. Otto hat mich, als ich ihn geküßt habe, angeweiht.“ Nun, der kleine O. ist wohl nicht damals gestorben, denn er ist der Schreiber dieser Zeilen, aber mein guter Bruder F. war ein paar Tage darauf selbst eine Leiche. Er ist beim Baden ertrunken. Das Erzählte geschah in meiner Vaterstadt B.“

Aus Oberschlesien. „Als ich noch in R. Kaplan war, pflegte ich meine Spaziergänge

so einzurichten, daß ich eine kranke Person dabei besuchte. Eines Tages war ich im Krankenhause gewesen, wo eine frühere Magd, die durch ihr unsittliches Leben heruntergekommen und dem Tod nahe gebracht war, hoffnungslos darniederlag. Mit Spott und Hohn wies sie meine Ermahnungen ab, als ich mich bemühte, sie dahin zu bringen, daß sie beichte und die Sterbsakramente empfinde. Betrübt ging ich von dannen und um so niedergeschlagener, als mir ihr sicheres Verderben klar war, wenn sie, ohne mit Gott versöhnt zu sein, dahinsterbe. Zu Hause angekommen, betete ich mit einer Inbrunst, wie sie nur das Mitleid mit der armen Person mir geben konnte, das Memorare des hl. Bernhard zur seligsten Jungfrau (Gedenke, o gütigste Jungfrau). Wer beschreibt meine Freude, als es kurz nach Mitternacht an meine Thüre klopfte und ich zu der Kranken gerufen werde! Und so wohl vorbereitet zur Beichte traf ich sie an, daß ihre tiefe Zerknirschung und ihr Eifer wohl Frömmere hätte zum Vorbilde dienen können, während sie noch vor Kurzem so hart und verstockt gewesen war. Nachdem ich ihr die heiligen Sakramente gespendet, fragte ich, was denn diese gänzliche Aenderung hervorgerufen habe. Sie erzählte Folgendes: „Noch lachend über Ihre vergeblichen Bemühungen an mir und in thörichten Gedanken befangen, wie ja nach dem Tode Alles aus sei, traf mich die Nacht. Die anderen Kranken im Zimmer schliefen bereits und Dunkelheit herrschte. Da plötzlich erhellt sich das Zimmer mit überirdischem Glanze und ich sehe eine hehre Frauengestalt, mit einem Kinde auf dem Arm, an dem Bett des letzten Kranken stehen. Freundlich redete sie ihm zu, rückte ihm die Decken zurecht und ging dann an das nächste Bett, wo sie gleichfalls den Kranken mit freundlichem Zuspruch tröstete. O wie sehnte sich da mein Herz, daß sie auch zu mir kommen möchte, daß sie auch mich trösten wollte in meinem leider selbstverschuldeten Elend. Doch vorüber an meinem Bett schwebte die himmlische Erscheinung, den letzten Kranken noch tröstete sie, und verschwunden war das hehre Bild, Dunkelheit herrschte wieder im Zimmer, nur an meinem Bette war sie vorübergegangen! Da rief eine Stimme in meinem Innern: Du allein warst es nicht werth, von der seligsten Jungfrau getröstet zu werden, du allein! und stechender Schmerz durchzuckte mein Herz. Und was war



die Schuld? Meine Verstocktheit war es. O nun war mir mit einem Schlage wieder klar, daß es doch ein Jenseits gebe, und voll Angst, es möchte zu spät sonst werden, bat ich die barmherzigen Schwestern, Sie zu rufen.“ — Versöhnt mit Gott ward ihre Seele bald vor seinen Richterstuhl gefordert, wo sie nun durch die erbarmende Fürbitte der seligen Jungfrau einen gnädigen Richter fand!“

Aus Salzburg. „In dem zur Pfarre M. gehörigen Dorfe J. lebte recht glücklich und zufrieden ein Ehepaar, welches um Fasching des Jahres 1873 getraut wurde, und wobei Schreiber dieser Zeilen als Seelsorgsgehülfe nach herkömmlicher Sitte den Brautführer machte. Im Juni des gleichen Jahres erkrankte der Ehemann Joseph K. Jedoch schien seine Krankheit nicht von Bedeutung zu sein, deshalb konnte ich auch von seinem Uebelbefinden nichts erfahren. Im darauffolgenden Monate Juli klopfte es Vormittags an meine Thür, und herein trat besagter Ehemann, dem ich es wohl ansah, daß er etwas mehr gelitten

haben mußte. Dieser sprach mich nun folgendermaßen an: „Herr Vater! Ich bin schon drei Wochen lang gelegen; seit einigen Tagen bin ich wieder auf und hab' heute zu Ihnen hergehen können; ich bitte Sie, nehmen Sie mir eine Lange (Generalbeicht) ab; ich möcht' gerne einmal eine Lange bei Ihnen ablegen, denn ich glaube, mit mir wird's nicht mehr lange dauern; ich bin schon etwas älter, zum zweiten Male verheirathet, und mir geht's allzeit vor, als wenn dieses heute meine letzte Beicht wäre.“ Ich tröstete den Mann und suchte seine schwermüthigen Gedanken zu verschleichen, kam aber augenblicklich seinem Wunsche nach und dachte mir im Innern: Möglich könnte es leicht sein, daß er heute zum letzten Male beichtet. Nach abgelegter Beicht drückte er mir die Hand mit den Worten: „Vergelt's Gott, Herr Vater! jetzt will ich gerne sterben; ich freue mich jetzt auf den Tod.“ Nachdem er recht erbaulich kommuniziert und längere Zeit noch in der Kirche gebetet hatte, trat er wieder den dreiviertel Stunden langen Rückweg in sein Haus an. Eilf Tage darauf klopfte es Nachmittags wieder an meine Thür, und herein trat sein Ehefrau mit der betrübenden Nachricht, daß ihr Ehemann heute beim „Heugen“ (Heueinheimen) auf dem Felde vom Schläge getroffen augenblicklich todt geblieben sei. Der Mann hatte also wirklich das letzte Mal gebeichtet und kommuniziert, wie er vorausgesagt hatte. Es versteht sich wohl von selbst, daß ich nun Motive genug hatte, die betrübte, arme junge Wittwe zu trösten. Wie im Leben, so war der Mann auch noch im Tode ein Muster von Ordnung, weshalb er, wenn auch scherzweise, nicht mit Unrecht in der ganzen Pfarre unter dem Namen „musterhafter Ehemann“ bekannt war.“

Aus Salzburg. „Im Monate Mai des Jahres 1872 ereignete sich zu L., wo Schreiber dieser Zeilen als Priester angestellt war, folgender traurige Vorfall. Eine leichtfertige Weibsperson, die in einer unlauteren Bekanntschaft lebte und die Früchte ihres unerlaubten Umganges schon zum Destern zur öffentlichen Schau getragen hatte, kam wiederum zur Entbindung. Das Kind starb, aber auch die Mutter war in Folge der Entbindung sehr schwach geworden. Die Hebamme und der von ihr herbeigerufene sehr religiöse Arzt machten sie auf die Gefahr ihres Lebens aufmerksam, und noch am letzten Tage Morgens sprachen sie es unumwunden aus, sie möge sich auf den

Tod gefaßt machen und Alles noch in Ordnung bringen, besonders aber mit dem Empfange der heiligen Sterbsakramente ja nicht mehr säumen. Die junge Person aber sprach beiläufig die Worte: „Ich fühle mich wohl etwas schwach, aber zum Sterben wird's noch nicht sein. Was würden die Geistlichen sagen, wenn ich sie in diesem Zustande, wie ich bin, so weit herplagen würde; wenn ich mich schlechter fühle, so will ich mich schon versehen lassen.“ Am Mittag wurde sie wirklich bedenklich schlechter, und Jedermann befürchtete das Schlimmste, darum säumte man jetzt nicht mehr, den Priester zu holen. Und so ging denn, weil ich gerade durch eine nachmittägige Predigt und Christenlehre gehindert war, an meiner Statt mein ungemein eifriger und frommer Mitpriester zur Schwerkranken, die ein und dreiviertel Stunden von der Kirche entfernt war. Der Priester kam mit dem Allerheiligsten bis vor das Haus der Kranken, trat in dasselbe und fand die Person ohne Bewußtsein, das sie soeben verloren hatte. Er erteilte ihr die letzte Delung, wartete noch dreiviertel Stunden auf die Rückkehr ihrer Besinnung, aber er wartete umsonst, und so trat er mit dem Allerheiligsten den Rückweg an. Kaum war er jedoch den Berg heruntergegangen und auf der Thalsole angelangt, so sprang ihm Jemand nach mit der Bitte, er möge doch wieder umkehren, sie habe das Bewußtsein wieder erlangt. Der Priester stieg nun wieder den Berg hinan. Als er aber seinen Fuß über die Thürschwelle setzte, verlor die Person das Bewußtsein auf ein Neues. Nochmals wartete der Priester dreiviertel Stunden lang, aber wieder umsonst. Mit schwerem Herzen trat der fromme Priester zum zweiten Male den Rückweg an. Nochmals kam später die Person zum Bewußtsein; aber gerade zur gleichen Zeit, als der Priester das Allerheiligste im Tabernakel wieder einsetzte, war auch die junge Person vor dem Richterstuhle Gottes. Es ist denkbar, daß die Verstorbene bei der Rückkehr ihres Bewußtseins Neue und das Verlangen nach einem Priester erweckt und vor Gott noch Gnade gefunden hat, Jesum aber konnte sie nicht mehr in ihr Herz aufnehmen. Als sie dieses noch konnte, wollte sie es nicht, und als sie es wollte, konnte sie es nicht mehr. R.I.P.“

Aus Nordamerika. „Im November des Jahres 1873 hatte ich eine heilige Weise zu lesen für die Seele der Mutter eines gewissen J. W.

Da dieselbe aber mehr als einen Monat vorher bestellt war, und auch aus andern Ursachen, war mir die Sache entfallen. In der Nacht, die diesem Tage vorherging (ich dachte aber weder an das Datum, noch an den Todesfall, die Messe hatte ich ausgeschrieben und sie bei Uebersicht meines Büchleins wohl auch gefunden), wurde ich aus diesem Schlaf geweckt durch ein Gefühl, als ob jemand mich am rechten Oberarme fasse. Als ich aufwachte, schien der Mond hell in mein Zimmer; ich meinte, es sei Nichts, war außerdem schlaftrunken, lege mich auf die andere Seite und schlafe weiter. Kaum bin ich eingeschlafen, so fühlte ich dieselbe Berührung, nur stärker als das erste Mal. Ich richtete mich jetzt im Bette auf, schaue überall im Zimmer herum und sehe neben meinem Bette etwas wie den Schatten eines Menschen stehen. Ich rief einem Knaben, der im Nebenzimmer schlief, und sagte ihm, er solle Licht machen und nach der Uhr sehen. Es war zwei Minuten nach zwölf Uhr. Darauf fiel mir jene Messe ein. Ich sagte dem Jungen, er solle mir das Todtenregister und das ordo Divini officii o. t. bringen. Als ich nachsah, sah ich aus dem ersteren, daß Th. W. am 13. November 1869 gestorben war, aus letzterem, daß der anbrechende Tag der 13. November war. Ich gelobte, denselben Tag jene heilige Messe zu lesen, und hatte Ruhe. Bemerkten will ich noch, daß die Frau damals plötzlich starb, ich selbst habe sie begraben.“

Aus Baiern. „Im gräflich W.'schen Schlosse zu N. diente als Jäger S. S., Jägersohn aus J. bei B., ein wegen seiner Rechtschaffenheit allgemein geachteter Jüngling. Durch denselben sich zurückgesetzt wählend, beobachtete die hohe Gunst, deren S. von Seite seiner Herrschaft sich erfreute, mit grimmigem Neide und unheilvoller Eiferfucht ein anderer Schloßbediensteter, Namens M. M., aus B. Er stieß sogar drohende Aeußerungen höchst bedenklicher Art aus. S., muthig und in Handhabung der Büchse gleich seinen noch lebenden Brüdern gewandt wie Wenige, legte anfangs kein Gewicht darauf, aber auf einmal umschatteten ihn düstere Ahnungen, die zur förmlichen Todesangst sich steigerten und nicht wieder schwanden, bis er sich durch eine Generalbeicht bei seinem hochw. Herrn Pfarrer, dem berühmten J. S. H., auf alle Fälle vorgeesehen hatte. Es scheint, sein heiliger Schutzengel hatte ihn dazu veranlaßt, und wohl ihm,

daß er dessen Mahnung Gehör geschenkt! Wenige Tage hernach, am 27. Mai 1848, um 9¹/₂ Uhr Abends unter dem Abendessen sank S., von einer Kugel des W. durch den Kopf geschossen, lautlos todt zu Boden. R. I. P.“

Aus Baiern. „Pfarrer N. in N. hatte einer sterbenden Person seinen Beistand geleistet. Abends heimgekehrt, hört er am Fenster Klopfen. Er öffnet und vernimmt die Worte: „Der Nächste bist du.“ Pfarrer N. erzählt da und dort den Vorfall. Die erste Leiche nach jener war er und zwar verging kein halbes Jahr.“

Aus Baiern. „Ich war Stadtkaplan in A., 6 Stunden von A., kam oft in das Pfarrhaus in G., ¹/₄ Stunde von A., und dort hat sich Folgendes zugetragen. Ein Knabe in der Werktagsschule, welcher der Schullehrers Wittve in G. gehörte und der sich oft im dortigen Pfarrhause aufhielt, sagte, als einmal vom Anmelden der Verstorbenen die Rede war: „Ich werde, wenn ich sterbe, einen großen Lärm im Pfarrhause machen.“ Die Schwester des Pfarrers und die Anwesenden lachten. — Der Knabe ging nun in der Bittwoche (anno 1854) mit dem Kreuze, bekam den Sonnenstich und wurde sehr krank. Die Mutter schickte am andern Tage einen Boten ab, um einen ältern Sohn zu holen, der einige Stunden entfernt Schullehrer, aber als der Bote ankam, noch nicht zu Hause war. Bei der Dämmerung ging der Schullehrer der Heimath zu, an einem Wäldchen vorüber, in welchem Einer gerade so pfiß, wie sein kleiner Bruder.

Als er in sein Dörflein kam und der Bote ihm sagte, daß sein kleiner Bruder schwer krank sei, machten sich Beide auf den Weg zu demselben, und als sie an dem Wäldchen vorübergingen, pfiß wieder Einer wie sein kleiner Bruder.

Der Knabe starb in der zweiten Nacht um 8 Uhr, und nun ging im oberen Zimmer des Pfarrhauses ein großer Lärm an. Schwester und Magd fürchteten sich; sie glaubten, es werde eingebrochen, holten den Nachbar und gingen mit ihm in das obere Zimmer, aber Alles war in Ordnung und sie sahen nichts Ungewöhnliches. Dieß wiederholte sich öfters.

Der Herr Pfarrer W., der beinahe täglich in das benachbarte Städtchen ging, kam um 10 Uhr nach Haus. Es wurde ihm der Vorfall erzählt, und er sah nach, ging dann auf sein Zimmer, das von dem genannten nur durch eine Mauer

getrennt war. Kaum hatte er sich niedergelegt, so begann der Lärm auf's Neue. Er machte Licht, schaute nach, und noch ein paarmal, aber auch der Herr Pfarrer sah nichts Auffallendes. In den folgenden Nächten hörte man nichts mehr."

Aus Baiern. „Der Besitzer eines kleinen Bauernanwesens in F. am Inn starb und hinterließ eine Wittwe mit mehreren großgewachsenen Kindern. Anstatt mit den Kindern fortzuwirthschaften, heirathete sie noch in ihren alten Tagen trotz alles Bittens und Abmahns von Seite ihrer Kinder und Verwandten einen jungen Maurergesellen, welcher es verstanden hatte, sie derart zu bethören, daß sie sich glücklich schätzte, in ihren vorgerückten Jahren noch einen so jungen und schönen Mann zu bekommen. Dieser aber war ein Müßiggänger und Säufer, welcher der Alten alsbald die Krallen zeigte und sie durch üble Behandlung wegzuräumen suchte. Er war immer mit Kartenschlagen beschäftigt, um zu erfahren, wie weit sein Plan bereits gebiehn sei. Einmal lag er krank im Bette, und da er das Unwohlsein keineswegs für gefährlich hielt, ließ er sich zum Zeitvertreib die Karten an sein Bett bringen, um daraus zu ersehen, was alles bevorstehe und ob sein Weib noch nicht bald sterbe. Nach einer Weile gab er die Karten zurück und äußerte: Es stehe ein Sterbfall auf's Haus, und er sei daher der festen Hoffnung, daß die Erfüllung seines Wunsches nahe sei. Nun hatte er allerdings in den Karten richtig gesehen, denn in der darauffolgenden Nacht starb er selbst.

Ein ähnlicher Fall ist in N. bei W. vorgekommen. Ein Zimmermann, welcher mit seinem kränklichen Weib nicht besonders gut harmonirte, war so zartfönnig, daß er schon bei ihren Lebzeiten den Todtensarg für dieselbe verfertigte und unter dem Dache aufbewahrte. Jetzt im Winter habe er Zeit dazu, sagte er, während er, wenn der Todesfall im Sommer eintreten würde, wo er mit Arbeit überhäuft sei, eigens einen Tag veräumen müßte. Nach kurzer Zeit wurde er aber selber in diesem Todtensarg zu Grabe getragen."

Aus Baden. „Verfasser nachfolgender Zeilen ist Pfarrer in O. Für die Richtigkeit der Mittheilung steht er ein. Auch leben zur Zeit (Januar 1876) noch alle Personen, welche Zeugen der mitzutheilenden Thatfachen waren, und sind wie ich bereit, ihr Zeugniß auf jede verlangte Weise zu bekräftigen.

Ich wurde am 4. Oktober 1864 hier als Pfarrer investirt. In der dritten Woche meiner hiesigen Seelsorge wurde ich zu dem Feldhüter F. M. (geboren 1824) an's Krankenbett gerufen. Der Mann war Steinhauer gewesen, mußte aber dieses Handwerk aufgeben und in den genannten Gemeinbedienst treten. Den Keim des Todes hatte er sich aber im Steinbruch schon geholt, und als ich an sein Krankenbett kam, fand ich bei ihm die sichern Zeichen des eingetretenen letzten Stadiums der Lungentuberculose. Ich spendete ihm alle heiligen Sakramente der Kranken, obwohl anzunehmen war, daß dem Leidenden das Leben wohl noch eine Reihe von Wochen gefristet sein mochte. Das war am Tage vor Allerheiligen.

F. M. war Katholik, wie aus dem Gesagten schon hervorgeht, lebte aber in gemischter Ehe mit N., geb. H. von hier, welche er 1856 geheirathet hatte. Obwohl die hiesige Gemeinde paritätisch ist, sind Ehen zwischen Katholiken und Protestanten doch höchst selten. Die genannten Eheleute waren nicht vermöglih, jedoch auch nicht das, was man arm nennt.

Den kranken F. M. besuchte ich dann wieder am Allerseelentag Abends. Beim Fortgehen sagte er mir, er habe noch ein Anliegen. Ich war einer wichtigen, auf seinen Gewissenszustand bezüglichen Mittheilung gewärtig und mußte daher lächeln, als er mir sagte, er habe als Feldhüter einen Hund angeschafft, der ihm nahe gehe; da er den Kuckuk doch nicht mehr schreien hören werde, müsse der Hund abgeschafft werden, das Thier daure ihn, denn es sei gescheidt, treu und gutmüthig; ob ich den Hund nicht nehmen wolle. Der Gedanke sei ihm leztthin, während er versehen worden, gekommen; als ich mit der heiligen Communion an das Bett gekommen, habe er gedacht, der Hund werde es nicht leiden wollen und man hätte ihn vorher aus der Stube hinausbringen sollen. Als aber der Hund ganz ruhig geblieben, sei ihm der Gedanke durch den Kopf geflogen: Wenn der Herr Pfarrer den Hund nähme, brauchte man ihn nicht todzuschlagen. — Ich bemerkte dem Manne, daß ich noch nie einen Hund gehabt und nicht wisse, ob ich einen solchen zu ziehen verstehe; ich wolle mich besinnen und ihm beim nächsten Besuch die Antwort sagen.

Als ich aber von einem andern Kranken, den ich noch besuchte, nach Hause kam, war das neunjährige Töchterchen des kranken Feldhüters schon

im Pfarrhof, mit dem Hund auf mich wartend. Der Kranke, dem das Thier zu Herzen ging, hatte offenbar eine Thatsache setzen und damit meiner Entschliessung zuvorkommen wollen. Ich gab dem Mädchen einen Kronenthaler für den Vater mit, indem ich sagte, ich wolle es mit dem Thier versuchen.

Der Hund gehört zur Spitzerrasse, ist schwarz mit weißer Brust und weißen Füßen. Der Mann hatte Recht: es ist ein edles, intelligentes und unbestechlich treues Thier. Ich besitze ihn heute noch.

Im Anfang ging es nicht gut. Der Hund hatte trotz der guten Bissen, die er kaum anrührte, unbeschreibliches Heimweh nach seinem kranken Herrn und dessen Familie. Thörichterweise wollte ich es ihm durch Schläge vertreiben. Stundenlang saß er auf der Stiege meines Hauses, Blick und Nase nach der früheren Heimath unverrückt gerichtet, seuzend und wehklagend. Mit jedem Tage kam es mir deutlicher vor, daß das Thier eine Art heroischer Selbstüberwindung übe, indem es sich Mühe gab, mir trotz Allem pünktlich gehorsam zu sein. Dieß rührte mich (ich will lieber

sagen: es beschämte mich), ich änderte mein Benehmen gegen das Thier, und nach etwa acht Tagen war Alles in Ordnung. Wenn Mora mit mir ausgehen durfte, blieb sie jedesmal an der Seitengasse, die zur alten Herrschaft führte, einige Augenblicke stehen, schnüffelte nach der alten Wohnung, wedelte freudig und — folgte wieder mir, der neuen Obrigkeit. Die größte Freude machte es der Hündin, wenn sie mich hie und da zu dem Kranken in die gewohnte Stube begleiten durfte. Aber ebenso freudig ging sie von dem Besuch wieder mit mir fort, wie sie gekommen war. Daß der Hund aber jeden Tag in nächtlicher Frühe einen Besuch ohne mich dort machte, sagten mir die Leute nicht; ich sollte es erst später erfahren.

Der Kranke wurde nach den Weihnachtstagen immer schlimmer. Ich spendete ihm wiederholt die heilige Communion und bewog ihn, seinen Wunsch: es möchten die zwei Kinder, welche protestantisch getauft worden, in der katholischen Religion erzogen werden, schriftlich vor zwei Zeugen zu erklären. Es geschah; die Urkunde liegt bei den hiesigen Pfarrakten. Von der Mutter der Kinder war zwischen dem Kranken und mir nie die Rede. Jeder von uns hatte seine Gründe, die Sache nicht zu berühren.

Der Vater starb am 12. Januar 1865. Ich halte hier für jeden Verstorbenen, ob arm oder reich, ganz gleich, drei Seelenämter, für welche selbstverständlich bei allen Nichtreichen nichts angenommen, noch weniger verlangt wird. Die protestantische Wittve kam deshalb, um sich zu bedanken; wir sprachen von dem Verstorbenen, ich vermied aber aus Schonung jede eingehendere Discussion und sie entfernte sich, ebenfalls ohne irgend einen Anlaß zu solcher zu geben.

Gegen Ende der Fastenzeit kam sie wieder zu mir. Ich mußte annehmen, daß sie einen Beweggrund dazu gehabt habe; sie rückte aber mit der Sprache trotz aller indirekten Anlässe, die ich ihr gab, nicht heraus. Ich mußte mich also damit begnügen, daß sie mir die Thatsache mittheilte: der Hund komme, seit ich ihn habe, jeden Tag Morgens früh, sehr früh, in ihr Haus, frage an der Thüre, bis man ihn einlasse, springe dann zuerst ihr, dann den beiden Mädchen unter Freudenbezeugung auf's Bett, verlange aber sofort wieder ebenso heftig hinangelassen zu werden.

Ich wußte in der That nicht, was ich mit



dieser Mittheilung machen sollte, noch weniger, warum der Frau dabei die Thränen im Auge standen. Ich sagte, es komme mir das sonderbar vor; ich wisse nichts davon, daß der Hund sich jemals vom Hause entfernt habe; so viel ich wisse, sei der Hund Morgens früh, wenn die Dienstboten in den Hof kommen, immer zu treffen. Die Frau sagte, es sei dieß wohl möglich; denn er komme immer vor Tag, bleibe nur einige Augenblicke; aber sie und ihre Kinder könnten es beschwören, daß der Hund, seit die Tochter ihn mir gebracht, noch nicht einen einzigen Morgen ausgieblieben sei.

Ich schüttelte trotzdem etwas ungläubig den Kopf, beschloß aber, als meine beiden Dienstboten dabei blieben, der Hund sei jeden Morgen, wenn sie in den Hof oder Schopf kommen (im Winter zwischen fünf und sechs), anwesend, eine Probe zu machen. Ich sperrte nämlich Abends das in den Garten gehende Thor, das der Hund zu seinen Besuchen hätte benutzen müssen, ab und ließ dagegen das meinem Arbeitszimmer gegenüberliegende vordere Thörchen auf. Er konnte also jetzt nur diesen Weg nehmen, und da es noch Vollmond war, konnte ich ihn von meinem Fenster aus beobachten. Ich stellte mich auf die Wache nach halb vier Uhr; während ich aber warten wollte, um den Hund fortgehen zu sehen, war er schon fort gewesen und kam etwa nach zehn Minuten durch das offen gelassene Thörchen in größter Eile springend wieder an seinen Nachtposten. Eine zweite Probe ergab sich von selbst; es war Schnee gefallen, beide Thörchen gesperrt; da fanden sich die Tritte des Hundes im Schnee, sie führten an die Stelle der aus dem Hof in den Garten führenden Mauer, die das Ueberspringen möglich machte. Ich zweifelte nun nicht mehr, daß das Thier der alten Herrschaft seine Anhänglichkeit täglich bezeugte und fand das schön, aber immerhin natürlich.

Wenige Tage nach diesem Besuch der Wittwe M. kam die (katholische) Nachbarin derselben, M. A. B. geb. K., zu mir. Sie komme, sagte sie, wegen der M., die leztthin bei mir, aber nicht so „leck“ gewesen sei, mir zu sagen, was sie auf dem Herzen habe. M. habe keine Ruhe mehr, sie sehe, sie müsse katholisch werden, vorher lasse ihr der Hund keine Ruhe und sie werde am Ende noch krank, sie zittere jeden Morgen, wenn der Hund komme.

Ich drückte der Frau B. mein Befremden aus über solche Gründe der Frau M., katholisch werden zu wollen; wenn das die Protestanten erführen, werde man Spott mit ihr treiben und sie solle doch ja mit solchen Aeußerungen vorsichtig sein. Vor Allem solle sie recht bald mit mir selbst reden und ihr Anliegen vertrauensvoll offenbaren.

Frau M. kam denn nun auch schon andern Tags. Sie sagte, es sei ihr voller Ernst, sie wolle katholisch werden; sie habe wirklich keine Ruhe mehr und es sei ganz wahr, daß, wenn Morgens früh der Hund komme, sie in Angst und Schrecken gerathe und an allen Gliedern zittere. Das sei aber kein Aberglaube. Sie habe nämlich schon seit mehreren Jahren den stillen Wunsch gehabt, katholisch zu werden, auch ihre (protestantisch getauften) zwei Kinder nach bestem Wissen in der Religion des Vaters zu erziehen gesucht. Aber selber katholisch zu werden, habe sie sich bis jetzt wegen des Aufsehens und wegen der zahlreichen Verwandtschaft gescheut. Nun habe ihr Mann, als er das letzte Mal das heilige Abendmahl empfangen und Vorsorge getroffen, daß die Kinder nicht von den Verwandten übernommen, d. h. protestantisch erzogen werden, zu ihr gesagt: „Frau, jetzt habe ich noch ein Wort dir zu sagen. Du hast mir schon lange versprochen, daß du unsere Religion annehmen wollest, und es nicht gethan. Thue es aber doch, wenn ich todt bin; es wird dich nicht reuen und du hast jedenfalls Nichts zu verlieren. Merk' dir aber: wenn unser Herr Gott es zuläßt, so sollst du keinen Tag Ruhe haben, bis du dein Versprechen erfüllt hast.“

„Ruhe habe ich nun allerdings nie gehabt,“ sagte die Frau, „und wenn die Nacht kommt, habe ich schon Angst auf den Morgen; denn sobald der Hund an der Thüre krast und heult, sehe ich meinen verstorbenen Mann, wie er die Hand aufhebt und sagt: Frau, du sollst keinen Tag Ruhe haben.“

Ich stellte nun der Frau Alles vor, was ihr möglicherweise zu Theil werden könnte, wenn sie den Schritt thue. Ich fand aber, daß wirklich weder abergläubige Furcht noch andere unlautere Beweggründe im Spiele und daß es der Frau ernst war. Ich versprach ihr, sie in Unterricht zu nehmen, und begann denselben nach Deharbe's Katechismus. Die Frau lernte wie ein fleißiges

Kind, ließ sich von ihren Kindern das Gelesene abhören, und ging Morgens schon um ein Uhr an die Arbeit, um Zeit zum Lernen zu haben.

Als der Unterricht ziemlich fertig war, wollte ich sie noch auf eine Probe stellen. Ich sagte ihr, sie möge nun noch einige Wochen sich ernstlich prüfen, ob sie den Schritt thun wolle, und auch ich würde unterdessen gewissenhaft mit mir zu Rathe gehen, ob es gut sei, sie hier in die Kirche aufzunehmen. Sie fügte sich dem harten Bescheid, aber ich sah, daß es sie große Ueberwindung kostete. Schon nach 14 Tagen kam sie, ich hatte sie allerdings erwartet. Sie könne es nicht mehr ertragen; jeden Morgen, oft schon nach Mitternacht, werde sie an ihr Versprechen erinnert, das sie gegeben habe; selbst das vernunftlose Thier, das Nachts komme, mahne sie an ihre Pflicht. Nun sei sie aber erst übel daran: die Protestanten sagen, sie sei schon lang eine „Römische“ geworden, und die Katholiken sagen, es sei ihr nicht ernst. So könne sie in gar keine Kirche gehen, ohne fürchten zu müssen, daß man mit Fingern auf sie deute.

Ich fand, daß die Probe bestanden war, vollendete den Unterricht und bestimmte zur Ablegung des katholischen Glaubensbekenntnisses den Vorabend vor Pfingsten 1865.

Dieses geschah denn zur bezeichneten Zeit, indem ich sie nach ihrem vor Zeugen abgelegten Glaubensbekenntniß den kirchlich festgesetzten Vorschriften gemäß in den Schooß der katholischen Kirche aufnahm.

Am andern Morgen, Pfingstsonntag früh, erschien sie in der Kirche, verrichtete die heilige Beicht und empfing die heilige Communion. Ihr Verhalten war während dieser heiligen Handlungen ebenso erbauend, als während des Unterrichts.

Am Pfingstsonntag Abend kam ich gegen sechs Uhr aus dem Beichtstuhl und unternahm meinen gewohnten Spaziergang durch das Gartenthor. In demselben Augenblick kam Frau W. die sog. hintere Dorfgasse herauf der Kirche zu. Ihr Gesicht strahlte vor Freude. Ich war sicher, daß diese Freude der Reflex ihrer innern Stimmung sei, von der sie am Schluß von zwei so wichtigen Tagen besetzt sein mußte.

Aber doch war der Ausdruck dieser Freude ein anderer, als ich erwartet hatte. Freilich nur zu meinem noch größeren Staunen. „Nicht wahr,

Herr Pfarrer,“ sagte sie, „es ist so gewesen? — Heute ist der Hund seit acht Monaten zum ersten Male nicht gekommen.“ Ich war so frappirt, daß ich kein Wort sagen konnte. Ich ging meinen einsamen Weg dem Walde zu und sagte mir: Hier ist der Finger Gottes — was ich heute noch sagen muß.

Seit diesem Pfingstsonntag sind bald elf Jahre verflossen; der Hund aber ist seit jenem Tage nie mehr in dem Hause gewesen.“

Aus Baiern. „Im Wirthshause zu M. fanden sich eine Zeit lang täglich zwei Gäste zusammen, ein junger Mensch, welcher später das elterliche Anwesen ererbte und mit der Dienstmagd des Wirthes ein Verhältniß angeknüpft hatte, und ein alter Knecht, welcher gewöhnlich auswärtig im Dienste stand, aber nun zufällig zu Hause war, um durch Einnehmen einer Arznei seine Gesundheit zu restauriren. Diese Zwei wurden nun nach und nach gute Freunde, und im vertraulichen Bierdiskurs kamen sie auf Verschiedenes zu sprechen, so auch auf die Religion, stimmten aber in dieser Beziehung alsbald darin überein, daß mit diesem Leben Alles aus sei, daß es keinen Gott gebe und daß die Religion nichts sei als Trug und Pfaffengeschwätz, man solle sich daher auf dieser Welt wohl sein lassen u. s. w. Für den Fall aber, daß es wider alle Erwartung doch ein anderes Leben geben sollte, versprachen sie einander durch Handschlag, daß derjenige von ihnen, welcher zuerst stirbt, dem andern erscheinen und ihm sagen müsse, wie das Leben in der andern Welt beschaffen ist und wie es ihm gehe. Der Knecht trat seinen früheren Dienst wieder an, starb aber nach kurzer Zeit, und der junge Mensch ging auf einige Jahre in die Fremde. Als dieser wieder in seinen Heimathsort zurückkehrte und den Tod seines Kameraden erfuhr, erschrak er sichtlich und legte über diese Nachricht großes Mißbehagen an den Tag. Indeß setzte er sein früheres Verhältniß mit der erwähnten Magd des eine halbe Stunde von ihm entfernten Wirthes wieder fort und gehörte wie ehemals zu den täglichen Gästen ihres Dienstherrn. Als er einmal spät Abends vom Wirthshause heimgehen wollte und an einem Baume vorbeikam, schien es ihm, als stünde sein verstorbener Freund hinter dem Baum und trete auf ihn zu, gleichsam um ihn zu begleiten. Der junge Mensch, welcher hierüber in Angst und Schrecken gerieth, beschleu-

nigte seine Schritte dergestalt, daß er, in Schweiß gebadet, schon nach einer Viertelstunde sein Haus erreichte, aber der Erscheinung seines hinter ihm herschreitenden Fremdes wurde er nicht los. Im Schlafzimmer angelangt, wollte er Licht machen, wurde aber vom Gespenste daran gehindert; hier soll nun jene Mittheilung bezüglich des anderen Lebens stattgefunden haben, zu welcher der Geist durch das erwähnte Uebereinkommen verpflichtet war. — So märchenhaft nun diese Geschichte klingen mag, so ist doch soviel gewiß, daß der junge Mensch am darauffolgenden Tage in aller Frühe zu seinem Herrn Pfarrer sich begab und eine lang dauernde geheime Unterredung mit ihm hatte, daß auf Ansuchen des Ersteren wider alle Gewohnheit noch unter der Woche eine Seelenmesse für den verstorbenen Kameraden gelesen wurde und daß der junge Mensch seit dieser Zeit das Spotten über religiöse Dinge sich abgewöhnt hat und überhaupt viel zahmer und gelassener ist als früher.“

Aus Baden. „Im Jahr 1865 wohnte ich zu H. im Schwarzwald in einem Hause, von welchem die Sage ging, es wäre namentlich in einem oder zwei Zimmern des Nachts nicht Alles in natürlicher Richtigkeit; man hätte schon Nachts und am hellen Tag, auch zur Zeit, wo gar Niemand das Haus bewohnte, eine Weibsperson in uralter Tracht gesehen. Ich lächelte darüber, denn wiewohl schon 34 Jahre alt, hatte ich noch nie Gelegenheit, Erfahrung in Geistergeschichten zu machen und wählte gerade das verurtheilte Zimmer zu meinem Schlafzimmer. Da wurde ich nun förmlich gezwungen zum Glauben an das, was ich als Student und seither bespöttelt hatte. Nachts vor halb zwei Uhr wurde ich regelrecht geweckt auf eine mir unerklärliche Art, als ob Jemand im Zimmer wäre und an's Bett käme; ich sah Niemand und bemerkte doch zuweilen fühlbar die Anwesenheit von Etwas. Zuweilen war es wie ein Hinliegen, dann wieder wie ein Laufen quer über die Zudecke von einer Ecke des Oberbettes zur andern Ecke; dann hob es mir bald rechts, bald links das Bett auf, und dieß geschah, wenn ich auch zuweilen im Aerger beide Seiten unter den Körper nahm und mich schwer darauf legend es mit den Händen und Füßen hielt. Wiederholt war alsdann ohne erklärliche Veranlassung ein solch' infernalers Gestank im Zimmer, daß es nicht zu beschreiben ist, und doch sobald ich nur den Namen „Jesus“ oder „Maria“

aussprach, so war die Luft, wo der Name geklungen, wie gereinigt. Ich erinnerte mich, schon gehört zu haben, man solle einen geweihten Wachsstock anzünden; ich probirte es und stellte einen solchen auf mein Tischchen neben das Bett in Reserve. Sobald ich den Wachsstock anzündete, hörte in der That die Beunruhigung auf und alsbald machte der Schlaf sein Recht geltend; wenn ich aber mein gewöhnliches (ungeweihtes) Licht ansteckte, ließ es mich nicht ruhen, so wenig wie im Finstern. Einmal wollte ich den Wachsstock anzünden, allein bald ward das Streichhölzchen wie ausgeblasen, bald der kaum brennende Wachsstock, so daß ich Nachts um halb ein Uhr so ärgerlich wurde, daß ich die Streichhölzchen wegwarf und sagte: „Wenn du Etwas bist, so zünde es selbst an.“ Und siehe, alsbald brannte zwar nicht der Wachsstock, aber ein anderes mehr dunkles Licht hintendran in der Luft. Bei dergleichen Variationen blieb ich ruhig und wachend liegen, oder zuweilen, wenn es zu arg kam, stand ich auf; manche Nächte verliefen aber auch ohne besondere Störung. An gewissen Tagen, z. B. Mittwoch, Freitag und Samstag der Quatemberwochen und des Advents und der Fastenzeit vor Ostern, kam es regelmäßig vor. Eine Aeußerung wiederholte sich aber regelrecht um halb zwei Uhr Nachts; nämlich es that in dem großen irdenen Ofen im Winter wie auch im Sommer, wo nicht geheizt wurde, einen solchen Schlag und Krach, wie wenn der Ofen in Stücke spränge, worauf dann sehr oft Ruhe eintrat.

Ich schämte mich anfangs, es nur meinen Eltern oder meiner Schwester zu sagen, klang es doch gar zu aufgeklärt und gescheidt, an Geisterhaftes nicht zu glauben. Diese nächtlichen Unerklärlichkeiten waren sehr lästig, aber sie weckten eine innigere, religiösere Stimmung; ich betete mit mehr Lebendigkeit mein Abend- und Morgengebet, gewöhnte mich an das seither bei mir nicht übliche Weihwasser, rief den Namen „Jesus“ an u. dgl. Den Tag über aber schien mir, wie wenn nichts vorgekommen wäre, und es stellten sich sogar Zweifel an die Wirklichkeit ein.

Es war an Mariä Verkündigung, da ging ich Abends in die Pfarrkirche, wo ich unversehens so ganz allein sein konnte, und nun verlangte ich recht kräftig, wie mit einer Beschwörung, von dem im Sakrament gegenwärtigen Herrn und Gott, er möge so sicher als er meinen Glauben an

seine Gegenwart hier haben wolle, mir zum Erkennen der Wahrheit verhelfen und mir ein sicheres Zeichen heute Nacht geben, ob diese nächtlichen Vorkommnisse Wirklichkeit oder Täuschung seien. Ich wolle nichts Frevelhaftes, die Neugierde Befriedigendes verlangen, sondern nur, daß statt um halb zwei Uhr dieser Schlag um ein Uhr, und statt im Ofen an der Zimmerthüre, und statt nur ein Schlag dreimal in kleineren Abzäsen es geschehe. Auf dieses Begehren hin ging ich von meinem ungewöhnlichen Kirchenbesuch mutbig nach Haus und legte mich ruhig schlafen; einige Minuten vor ein Uhr wurde ich wie üblich geweckt und Schlag ein Uhr geschlagen, wie ich verlangt, drei Schläge an die Zimmerthüre, und doch wußte kein einziger Mensch auf der ganzen Welt Etwas von dem, was ich Abends in der Kirche mit Gott verabredet hatte. — Gut, nun glaube ich und glaube seither.

Andern Tags erzählte ich es meiner 49 Jahre alten Schwester, bei welcher mehr der Verstand als das Gefühl oder die Phantasie vorherrschend ist. Ich wurde von ihr ausgelacht, was meinen Hochmuth, für aufgeklärt gehalten zu werden, nicht wenig pikirte. Ich schwieg nun, suchte mir aber Rath zu holen in Lectüre und las von den Benedictionen der römischen Kirche. Heimlich und ohne Wissen von irgend Jemanden ging ich eines Abends in allen Zimmern und Kämlichkeiten des Hauses herum und besprengte dieselben mit Weihwasser, einzig ausgenommen das Schlafzimmer meiner spöttischen, schwergläubigen Schwester, und dachte, ich probire es, ob ich dieser es nicht in's Zimmer bringe. Jene Nacht schlief ich ganz ungestört. Als ich den andern Morgen zu meiner Schwester in die Küche kam, so sah diese ganz bleich aus, konnte vor Abgespanntheit und Schwäche kaum aufrecht sich erhalten und ihr Erstes war: „Denk, heute Nacht habe ich eine böse Nacht gehabt; jetzt glaube ich, aber es ist unbegreiflich.“ Und nun erzählte sie, wie es einen Krach und Schlag gethan hätte in der Kommode-Schublade, wo sie ihren Reifrock (Eitelkeit) liegen hatte, dergleichen hätte es wie mit einem Geldstück wiederholt so an ihren großen Spiegel (Eitelkeit) gewaltig geschlagen, daß sie meinte, er müßte in tausend Stücke zerfahren sein und doch sei er noch ganz unversehrt; ferner hätte es sogar das Oberbett ihr geradezu in's Gesicht geworfen, und doch waren beide Thüren des

Kat. f. 3. u. G. 1872.

Schlafzimmers und Alles verschlossen und ganz unmöglich ein Mensch im Zimmer; da hätte sie sich gegen die Kirche gewendet und Jesus und Maria im Gebete angerufen und dann erst wäre es nach vieler Mühe und Zögerung gewichen. Ich fühlte mich nun gerechtfertigt, aber im Glauben nun auch befestigt.

Meine Schwester konnte nun nicht schweigen und erzählte es ihrer Freundin, einer jungen Lehrersfrau, die im Nachbarshause wohnte; diese natürlich ihrem Manne, der Beide auslachte. Ich machte nun die Intention, wenn es nur auch hinüberginge zu diesen. Noch in derselben Woche hatten es diese jungen Eheleute neben ihrem Schlafzimmer in der Wohnstube mit allen schon beschriebenen Zeichen, und dazu kam noch, daß die jungen Eheleute genau den Weg wahrnehmen konnten, den es im Wohnzimmer bei geöffneter Thüre machte, nämlich immer von einem Eck zum andern, kreuzweis, „daherschlorpend“. Lehrer und Lehrerin glaubten.

Wir erfuhren später, welches die Ursachen dieser langjährigen nächtlichen Vorkommnisse wären; es sei Jemand unbekehrt im Zustand der größten Todsünden in's Jenseits hinübergegangen. — Wir wendeten die Gebete und Segnungen der römischen Kirche an, und es wurde im Schulhaus alsbald ruhig und im andern verlor es sich nach und nach.“



ine eigenthümliche Versuchung, womit der Teufel seinen besten Fang zu machen strebt, ist der Selbstmord. Wenn es nämlich einem Menschen übel geht und er keine Hilfe weiß, so kommt ihm gern der Gedanke in den Sinn: bring' dich um. Weil aber selten ein Mensch auf das erste Mal, wo ihm der Teufel lockt, sogleich auch einen Strick sucht, so geht es damit, wie wenn einem eine schwarze Fliege in's Gesicht sitzt und man sie hinweg-

jaht, dieselbe zudringlich wieder kommt. Dergleichen sucht der Teufel von Zeit zu Zeit innerlich dem Menschen sein Elend oder das, was er in der Zukunft fürchtet, ungeheuer zu vergrößern, bis zur Unerträglichkeit, und kommt dann wieder mit der Lockung: bring' dich um. Ich kannte in meinen jüngern Jahren einen Schreiber, der Frau und Kinder hatte. Man war nicht mit ihm zufrieden und er sollte seinen Platz verlieren. Da machte er an seine Behörde eine Bittschrift, daß man ihn belassen möchte. Als er einmal nach Hause kam, so lag ein amtliches Schreiben auf seinem Tisch. Der Anblick dieses verschlossenen Briefes kam ihm so schrecklich vor wie ein Todesurtheil; er getraute sich gar nicht, den Brief nur zu öffnen; es schien ihm unerträglich, mit eigenen Augen die gefürchtete Verweigerung seiner Bitte, ihn zu belassen, selber zu lesen. Er ließ den Brief uneröffnet liegen, nahm eine dicke Schnur, ging auf den Schloßberg und erhängte sich im Walde. Als man den Amtsbrief aufmachte, so war die Benachrichtigung darin, daß seiner Bitte entsprochen sei und er seine Stelle wieder behalten dürfe. — Dem Teufel war sein Anschlag gelungen. Er hatte den unglückseligen Menschen angelogen, als sei Alles verloren, und dieser ist auf des Teufels Hezerei besertirt, aus dem Leben in bösen Tod.

Anderseits sucht auch die Gnade Gottes oder der Schutzengel den angefochtenen Menschen zurückzuhalten. Es kommen sehr viele Menschen bis an den Rand des Selbstmordes, die gleichsam zurückgerissen und dem Leben erhalten werden, indem Gottes Barmherzigkeit entweder äußerlich etwas schickt, wodurch das höllische Vorhaben gehindert wird, oder indem er eine klare kräftige Warnung in die Seele spricht, die den Menschen zur Umkehr bringt.

Zuerst will ich in einer kurzen Geschichte zeigen, wie Gottes Fürsorge manchmal äußerlich hilft: In der Dorfgemeinde K. wandelte es einen Förster an, mit seinem Perspektiv zu dem Bergwald hinüber zu schauen, nach dessen Seite sein Fenster ging. Da sah er etwas, was man wegen der Entfernung mit bloßen Augen nicht hätte sehen können, nämlich daß am Waldrande ein Bauernweib sich zu erhängen versuchte. Der Förster eilte nun in aller Schnelligkeit an den betreffenden Ort und kam gerade noch recht, um der Person das Leben zu retten. Sie that sich später auch kein Leid

mehr an, sondern starb eines natürlichen Todes. Sie wurde durch schwere Gewissensbisse wegen Ehebruch so geängstigt, daß der Teufel sie hezte mit dem Gedanken, es gäbe keine Verzeihung mehr für sie.

Wie Gott auch innerlich mit der Hand des Geistes manchen vom bösen Tod kräftig zurückzieht, zeigt der nachfolgende Brief.

* *

Aus Schwaben: „Im Sommer des Jahres 1833 wurde ich als Kaplan in dem Markte S. angestellt. Man hatte mir schon vorher gesagt, das religiöse Leben in diesem Orte stehe auf einem gar nicht hohen Grade, und Leichtfertigkeit sei das auszeichnende Merkmal dieser Märktler. Besser stand es um die in den Filialen wohnenden Bauersleute. Desungeachtet war ich selbst bei den Bewohnern des Marktes wohlgekommen, und mehrere derselben, die bisher sich um das Wort Gottes wenig bekümmert hatten, besuchten meine Predigten. Um so mehr mußte mir ein Mann auffallen, der, eines großen Ansehens sich erfreuend und außerdem von ganz freundlichem Wesen, mich jedesmal, wo er mir begegnete, ganz trotzig anschaute oder schon mir auswich. Ich hatte den Mann ehevor nie gesehen und wußte von seinen Verhältnissen gar nichts.

Eines Abends, da es schon dunkel geworden und ich eben mein Brevier betete, kam dieser Mann ganz verstört und verwirrt zu mir, schon unter der Thüre mir zurufend: „Wenn es noch eine Rettung für mich gibt, so retten Sie mich.“ Ich war erschrocken über seinen Anblick, konnte jedoch sogleich die Antwort geben: „So lange der Mensch lebt, gibt es Rettung und Heil für ihn. Was fehlt Ihnen?“ Ich meinte Anfangs, der Mann sei verrückt, allein ich wurde bald eines Andern überzeugt. „Ich komme geraden Weges von der Iller her. Ich war entschlossen, mich in den Strudel zu stürzen, in dem ich unsehbar den Tod finden müßte. Ich hatte die Kleider schon ausgezogen bis auf's Hemd. Da hörte ich das Angelus-Läuten in der Pfarrkirche. Wie ich's immer gewohnt war, wollte ich auch diesmal den englischen Gruß beten — zum letzten Male. Ich kniete nieder und betete. Während des Betens war mir's, als rief jemand mir zu: ‚Geh' zum Kaplan!‘ Ich stand auf, zog meine Kleider wieder an und bin jetzt hier in meinem ganzen

Elende.“ — „Wie seid Ihr denn zu diesem schrecklichen Gedanken, Euch selbst das Leben zu nehmen, gekommen?“ fragte ich weiter. Nun erzählte er mir, es gehe schon seit längerer Zeit mit seinem Hauswesen rückwärts, und in den letzten Tagen habe er die Ueberzeugung gewonnen, er könne einer schmählischen Vergantung nicht mehr entgehen. (Damals hielt man es noch für eine Schmach, vergantet zu werden.) Diese Schande könnte er nicht ertragen, meinte er.

„Dies ist nur etwas Zeitliches,“ entgegnete ich ihm, „und vielleicht stehen die Sachen doch nicht so schlecht, als Ihr es Euch vorstellt; es gibt eine ewige Schmach und Schande, und dieser müßt Ihr entgehen, und in diesem Stücke kann ich mit Gottes Gnade Euch Hülfe leisten. Gott will nicht den Tod des Sünders. Das habt Ihr jetzt selbst erfahren, sonst wäret Ihr nicht zu mir gekommen.“

Jetzt gestand mir der Unglückliche, von dem Augenblicke an, da er mich zum ersten Male gesehen, sei ihm jedesmal, so oft er mir begegnete, gewesen, als rufe ihm eine Stimme zu: „Diesem Geisslichen müßt du beichten!“ und dieser Gedanke sei ihm unerträglich gewesen. Deshalb sei er mir immer ausgewichen und habe auch meine Predigten nicht besucht. Bei all' dem habe er sich viel mit seinem bisherigen sündigen Leben beschäftigt, und seine vielen Sünden hätten ihn noch mehr als die Furcht vor der schmachvollen Vergantung zu dem Entschlusse, sich selbst das Leben zu nehmen, bestimmt. Jetzt wolle er der heilsamen Mahnung nicht mehr widerstehen, er wolle vor Allem beichten und dann über sich ergehen lassen, was Gott schicken werde. Wenn ihm nur die unerträgliche Sündenlast abgenommen werden könne.

Ich fand den Mann vollständig vorbereitet. Der bisher so stolze und scheinbar harte Mann legte unter vielen Thränen ein vollständiges Sündenbekenntniß ab. Die Hinweisung auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes, auf die unendliche Genugthuung des leidenden und für uns sterbenden Erlösers, auf die Fürbitte der Mutter Gottes, die er selbst in seinem Sündenleben nie vergessen — Alles ward mit gläubiger Seele hingenommen und wirkte in ihm eine solche Zuversicht, daß er zum Schlusse noch sagen konnte: „Jetzt kann ich allen Schimpf und alle Schande auf der Welt leicht ertragen, da ich nun von meiner Seelenangst los geworden.“ Es war schon spät in der Nacht,

als ich ihn, vollkommen ausgejöhnt mit Gott durch sakramentale Absolution, im Frieden entließ.

Von da an war der Mann ganz umgewandelt. Er war sanft wie ein Lamm. Jeden Exceß, den er in seiner heftigen Natur sich zu Schulden kommen ließ, bereute er immer in Bitterkeit seiner Seele, und sogleich war er immer, wenn so etwas vorgefallen war, bei mir zur Beicht.

Bei näherer Einsicht in seine finanziellen Verhältnisse fand er, daß dieselben nicht so schlecht standen, wie er sich's Anfangs vorgestellt hatte. Er konnte in seinem Geschäfte fortfahren und erschwang sich bei strenger Häuslichkeit allmählig so weit, daß er fortan zu den bessern Bürgern des Ortes gerechnet werden konnte. Seine Kinder erhielten eine christliche Erziehung, und sein Sohn, der das elterliche Anwesen übernommen, ist einer der angesehensten Bürger des Marktes und ein eifriger Katholik in Mitte vieler Ungläubigen und Fortschrittler.“

* * *

Aus Baden. „Zur Zeit des Eisenbahnbaues war ein italienischer Arbeiter durch Einsturz des Tunnels von S. schwer am Kopfe verwundet worden. Der Schädel war dreifach zerprungen und in der Mitte ein dreieckiges Stück ganz losgelöst. Der behandelnde Arzt machte die Schwestern auf die große Gefahr aufmerksam und verlangte, daß man den Verwundeten schnellstens versehen lasse, da er für dessen Leben nicht lange garantiren könne. Der Kranke hatte die Aeußerung des Arztes gehört und sagte daher zu den Schwestern: „Non, non, ic' nit sterb', der Mon Dieu miß komm' und mich gesund maach; ic' wieder zu Frau und 7 Kindern nach Turin komm'.“ Wirklich empfing er in wahrhaft christlichem Glauben und Vertrauen die heiligen Sterbsakramente, und als ich zwei Tage später ihn wieder besuchte, setzte er sich mit italienischer Lebhaftigkeit selbst in seinem Bette auf und sagte: „Nicht wahr, der Mon Dieu hat geholfen?“ Das zerschmetterte Dreieck löste sich außerordentlich schnell durch eine Eiterung und in 14 Tagen konnte der so schwer Verletzte zur kühlen und feuchten Frühjahrszeit den weiten Weg nach Turin zurücklegen. — Ich habe schon öfters Schwerkranken dieses Beispiel des Gottvertrauens erzählt, um sie für den Empfang der heiligen Delung bereit zu machen, und dadurch nicht bloß dieses, sondern auch lebendiges Vertrauen erzielt,

welches in einzelnen Fällen auch ganz auffallende Heilung zur Folge hatte.“

Zu diesem Briefe und der Bemerkung des Geistlichen will ich jetzt selbst noch eine Belehrung setzen: Ein großer Theil der Kranken hat eine solche Scheu vor der heiligen Delung, daß sich ihre Angehörigen kaum getrauen, ihnen davon zu sprechen, selbst wenn die Krankheit ganz gefährlich ist. Dieses kommt von dem verkehrten Aberglauben, als sei die heilige Delung ein Zeichen, daß man sterben müsse. Nun aber ist gerade die heilige Delung ein religiöses Heilmittel auch für den Leib, d. h. oft erlangt der schwerkranke Mensch gerade durch die heilige Delung die Gnade, wieder gesund zu werden, was ihm ohne die heilige Delung nicht zu Theil geworden wäre. Nun ist es zwar gewiß, daß viele Kranken, wenn sie auch die heilige Delung empfangen, hernach doch sterben, weil ihre von Gott gesetzte Lebenszeit abgelaufen ist; aber manche sterben auch ungeachtet der heiligen Delung, weil sie es an der Bedingung fehlen lassen, ohne welche die heilige Delung die leibliche Gesundheit nicht bewirken kann; dieß ist nämlich das Vertrauen. Der Apostel Jakobus schreibt in seinem Briefe: „Ist Jemand krank unter euch, so rufe er die Priester der Kirche zu sich, daß sie über ihn beten und ihn mit Del salben im Namen des Herrn.“ — Also das Gebet des Vertrauens wird ihm aufhelfen. Der Katholik muß also lebendiges Vertrauen auf dieses Sakrament haben, wenn es ihm helfen soll, wie jener Italiener. Wer aber lebendiges Vertrauen hat, der wird in der Krankheit nicht warten, bis ihm die Angehörigen lange zureden, sondern er wird recht bald selbst die heilige Delung begehren. Dieses vertrauensvolle Empfangen des Sakramentes wird eine gewissere Wirksamkeit ausüben als das Medicin Glas, zu welchem mancher Kranke allein Vertrauen hat.

Nun darf zwar die heilige Delung nur bei Krankheiten gegeben werden, welche lebensgefährlich sind, hingegen das heilige Sakrament des Altars und die damit verbundene Beicht kann jedem Kranken, wenn es auch nicht gefährlich mit ihm steht, verwilligt werden und zwar mehrmals in der nämlichen Krankheit. Auch in dieser Beziehung zeigt es sich, wie wenig lebendiger Glaube bei der

Mehrzahl zu finden ist. Was mag es denn für einen Kranken, der wahrhaft kräftigen Glauben, Hoffnung und Liebe in seinem Herzen hat, Kostbareres geben, als wenn er den Besuch des Heilandes auf seinem Krankenbette bekommen kann! Aber zahllos viele Kranken begehren es nicht, verzichten also selbst auf die Gnaden, welche der Heiland ihnen für Leib und Seele gebracht hätte. Ja es ist eigentlich eine Beleidigung für den Herrn, wenn erst vieles Zureden und die Angst vor dem Tod den Kranken zur Einwilligung bringt, endlich die heiligen Sakramente zu empfangen.

Es kommt manchmal bei Missionen vor, daß Einzelne durch die Predigten zur Buße sehr unruhig und angstvoll werden, aber doch nicht beichten; nämlich der Teufel macht ihnen vor, ihre Sünden seien ungeheuer groß und schwer und die Barmherzigkeit Gottes sei nicht groß genug, um ihnen noch Vergebung zu schenken. Nun aber ist in Wahrheit die Barmherzigkeit Gottes unendlich größer als die Sünde, die je ein Mensch gethan hat. Gott verzeiht nicht nur dem reumüthigen Sünder, sondern sucht sogar den Sünder, der nicht reumüthig ist, zu retten, wenn derselbe nicht die Hand Gottes wegstoßt, welche ihn zurückführen will.

Ich bekam erst vor Kurzem von einem Geistlichen aus Nordamerika einen Brief, worin folgende Begebenheiten erzählt werden, woraus recht klar die große Barmherzigkeit Gottes hervorleuchtet.

„Ein Priester wurde eines Tages weit von seinem Wohnsitz weg, zu einem Todkranken gerufen. Er eilt und betet in der Eile, und kommt erschöpft zum Hause des Sterbenden. Wie erstaunt er aber, als er hört, daß der Sterbende nichts von Religion und Beicht wissen will! Er bietet Alles auf, um ihm die Wahrheit des Glaubens vor Augen zu stellen; doch vergeblich. Der Sünder bleibt verstockt. Somit schießt sich der Priester stillschweigend zur Rückkehr an, packte Chorrock und Stola langsam und ernst zusammen und kehrt dem Kranken den Rücken. Dieser ruft ihm nochmals, um ihm wenigstens nach amerikanischer Sitte die Hand zu reichen zum Abschied. Der Priester dreht sich halb um und erklärt im festen und abwehrenden Tone, daß er nie einem Verdammten die Hand reichen würde, — wendet sich

an die Frau und die Uebrigen des Hauses mit dem Rathe, das Bett, die Kleider, nebst Allem, was dieser Mensch gebraucht habe in seinem Sündenleben, nach dessen Tod den Flammen zu übergeben, denn das könne ihnen keinen Segen in's Haus bringen. Sodann kehrte er sich der Thüre zu. — Nun aber strengte sich der Kranke an, den Priester zurückzuhalten, um wenn möglich noch von seinem Sündenleben zu Gott zurückzukehren. Die Worte: „ich werde einem Verdammten niemals die Hände reichen,“ wirkten besser als alle andern langen Erklärungen. Der Kranke bekehrte sich und starb in der Gnade Gottes.“

Manchem Leser wird dieses Verfahren des Geistlichen hart vorkommen, allein man ist in Amerika eben an rücksichtsloses, rasches Verfahren gewöhnt, während bei uns oft verkleistert wird, wo man einschreiten sollte. Der Geistliche hat offenbar hier wie durch innerliche Eingebung belehrt das richtige Schreckenswort gefunden, wodurch der arme Sünder noch bekehrt werden konnte. Die heilige Schrift ist auch nicht schonlich in ihren Androhungen.

„In einer großen Stadt im Osten der Vereinigten Staaten lebte eine große Sünderin. Ihre Leidenschaft war die Sünde gegen das sechste Gebot. Sie kam so weit in ihrem Glend, daß sie mehr aus Haß gegen Gott als aus Leidenschaft sündigte. Ihre Verbrechen waren entsetzlich. Einmal starb ihr Sündengenosse plötzlich vor ihren Augen; nach einiger Zeit glaubte sie ihn zu sehen mit einem teuflischen, jedoch kennbaren Angesicht, umgeben von Flammen und Feuer. Von diesem Augenblicke fühlte die Sünderin eine Qual, ein Brennen in sich, daß sie die schrecklichsten Rufe und Töne der Verzweiflung von sich stieß. Der Haß gegen Gott wurde aber um so teuflischer und ihre Sünden gräßlicher und herausfordernder als je zuvor. Eine Mission wird eröffnet. Viele ihrer Bekannten und Verwandten, die sie durch ihr Beispiel geärgert, baten und drangen in sie, doch einmal bloß die Predigten der Vater zu hören. Zuletzt gibt sie nach, um der fortgesetzten Bitten los zu werden, geht zur Kirche, hört die Predigt, fängt nach langer Zeit wieder einmal zu beten an, und das harte kalte Herz fängt an zu schmelzen.

Die Strahlen der Gnade der Barmherzigkeit rührten die Eisrinde, bis die arme Sünderin zuletzt schluchzend vor einem Priester kniete. Vor lauter Reueschmerz konnte sie kaum ein Wort hervorbringen, und es dauerte lange, bis sie ihr langes Sündenregister vor dem Stellvertreter Christi durchgegangen und mit Zahl und Umständen etwas genauer angedeutet hatte. So groß war ihre Reue, daß sie alle ihre Sünden aufschrieb, dieselben dem Priester übergab, mit der Bitte, sie öffentlich sammt ihrem Namen vorzulesen. Aus Gründen der Klugheit that ihr Beichtvater dieses nicht, hatte aber keine Ruhe vor dem Beichtkinde, bis er ihr wenigstens erlaubte, zu ihrer größeren Beschämung alle Sünden (ihm) nochmals auf den Knien laut ablesen zu dürfen. So groß war ihr Verlangen, ein öffentliches Bekenntniß ablegen zu dürfen, daß sie es als eine Gunst angesehen hätte, wenn ihr dieses wäre gestattet worden. Sie fühlte sich überfällig im Bewußtsein ihrer Wiederveröhnung, und doch zerriß ihr der Reueschmerz das Herz, wenn sie an ihre schwarze Vergangenheit zurückdachte. Möge Gott ihr die Gnade der Beharrlichkeit verleihen, und sie einstens der hl. Büßerin Magdalena zugesellen.“

„In einer Stadt im Westen der Vereinigten Staaten lebte vor einigen Jahren ein irländisches Dienstmädchen. Diese wurde verführt, verfiel alsbald von einer Sünde zur anderen, bis ihr endlich das Sündenleben so zur Last wurde, daß sie bei sich beschloß, ihren Tod im Wasser eines Flusses zu suchen. Kurz entschlossen, ging sie nun beim einbrechenden Dunkel statt zum Flusse zu einem See, um sich da hineinzustürzen. In die Nähe des Wassers gekommen, hielt sie es doch noch für gut, vor dem verhängnißvollen Sprung noch drei Ave Maria zu beten; sie betete auf den Knien und entschloß sich darnach fast gegen ihren Willen, das Ertränken noch etwas aufzuschieben, kehrt fast unwillig um und schmiedet neue Pläne, wie sie doch aus diesem Glend herauskommen könne. Tags darauf setzt ihr der Gedanke zum Selbstmorde wieder auf's Heftigste zu. Jetzt kauft sie Gift, mischt es unter das Wasser, legt sich am Abend zur Ruhe, stellt das gemischte Gift auf ein Tischchen neben ihr Bett und greift nun aus dem Bett zum Glas. — Wiederum durchzuckt sie der Gedanke, doch noch vorher drei Ave Maria zu beten. Sie thut es, fällt aber vor dem Schluß des dritten in einen tiefen Schlaf. Mor-



gens wird sie in der Frühe geweckt durch das feierliche Läuten der Glocken einer benachbarten Kirche. Erschrocken und mit Schäuder fühlt sie noch das Glas mit dem Giftwasser in ihrer rechten Hand. Sie steht auf, kleidet sich an, eilt zur Kirche, zu sehen, was es da in aller Frühe gebe, und ob sie vielleicht dadurch Trost finden könnte. Als sie nun in die Kirche tritt, besteigt eben ein Missionär die Kanzel und eröffnet die Mission. Die erste Predigt stimmt sie schon ganz an, und nachdem sie die ganze Reihe von Predigten gehört, ward auch ihre Bekehrung vollendet. Wie flossen ihre Dankesthränen, als sie wieder ein wahres und gerettetes Kind Mariens war und den Trost endlich gefunden, den sie vergeblich in Sünden und Lastern, in Befriedigung ihrer Lüste gesucht! Sie konnte in Wahrheit sagen, daß Maria sie da gerettet habe, wo sie schon am Rand der Hölle den letzten Schritt thun wollte. Wöge sie ausharren!"

"In einer großen Stadt Amerika's sah man Abends vor einer Kirche ein junges Frauenzimmer im ächt modernen Ballanzug stehen, sehnsüchtig bald rechts, bald links, bald die Straße auf, bald ab schauend. Viele Leute gingen an ihr

vorbei zur Abendandacht, aber der Rechte, nämlich der Liebhaber, kam der ungeduldig Harrenden immer noch nicht. Er hatte es ihr doch so sicher versprochen, sie von hier zu dieser Stunde zum Tanz zu begleiten, und jetzt so treulos, so gleichgültig! Zuletzt reißt ihr die Geduld, und halb im Verdruß, halb aus Scham, sobald wieder heimzukehren, schließt sie sich den andächtigen Kirchenleuten an, um, wenn möglich, einmal ein heiliges Theater in einer katholischen Kirche zu sehen. Ihr Anzug war zwar im schreienden Widerspruch von dem der Uebrigen ihres Geschlechtes, jedoch erhielt sie noch ein Plätzchen zum Stehen. Die Kirche war bereits stark angefüllt. Sie hört nun den ernstestn Gesang. Darnach eine noch ernstere Predigt, fängt an, etwas ernster an ihr letztes Ziel, an Gott und Ewigkeit zu denken, betet einmal wieder nach ihrer eigenen Art und Weise und entschließt sich zuletzt nach längerem Kampf mit sich selbst, von einem der Priester, die zu dieser Kirche gehörten, näheren Aufschluß über die katholische Religion zu erlangen. Gedacht und bald gethan, folgte eine Gnade der andern, bis sie nicht nur gläubig katholisch, sondern nach und nach auch ein Mitglied eines religiösen Ordens wurde. Wirklich wunderbar und erbarmungsvoll ist Gott, der eine Seele auf dem Wege zur unheiligen Lustbarkeit aussucht, ergreift und auf den Weg des Heiles führt. Derjenige, auf welchen die junge Person wartete, kam nicht, dafür kam die Gnade Gottes, welche sie nicht erwartet hatte."

Als Schluß dieser Geschichten bringe ich noch eine, welche mir erst vor einigen Wochen aus Nord-Amerika von einem Geistlichen gesandt wurde; sie hat viele Aehnlichkeit mit den zwei Schächern am Kreuz. Diese Geschichte zeigt auf der einen Seite dem Leser, wie der Anfang eines unmordentlichen Lebens zu dem größten Verbrechen führen kann. Was anderseits noch daraus für den sündigen Menschen zu lernen ist, soll erst gezeigt werden, nachdem du den Brief aus Nord-Amerika gelesen hast.

"Es wird jetzt über ein Jahr sein, als mir ein bekannter englischer Priester die Mittheilung machte, ich möge mich zu dem von dem Criminalhof zum Tod verurtheilten M. begeben, der seit diesem Urtheilspruch einen deutschen, katholischen Priester verlangt. Nach gehörig eingesandter Pe-

tion um eine schriftliche Erlaubniß, diesen Verurtheilten nach Belieben allein in seiner Zelle besuchen zu dürfen, war ich nach einigen Tagen im Stande, den unfreiwilligen, jedoch gefassten Bänder zu sprechen. Die Ursache seiner Haft war mir schon früher bekannt. Ich möchte hier nur hervorheben, daß es mir schien, der ganze Anfang und die Quelle seines Elendes für's spätere Leben war bei diesem Menschen eine leichtsinnig und übereilt geschlossene gemischte Ehe. Wie es oft hier zu Lande geht, trennt sich sodann bei irgend einem Anlaß der protestantische Theil vom katholischen, und ist der Glaube beim letzteren nicht stark genug, so tritt derselbe entweder in eine zweite Civil-Ehe (besser in einen offen anerkannten Ehebruch), oder man sucht das Alleinsein zu erheiten, der Melancholie auszuweichen durch ein tolles, lustiges oder unsätes Leben. Dieses geschah nun auch bei meinem Gefangenen. Nach der Trennung von seiner Ehehälfte wurde er freiwillig Soldat, und da ihn im Kriege in keiner Schlacht eine Kugel treffen wollte oder sollte, so begann er nach demselben eine Art Bagabundenleben, wie es noch Viele treiben in Amerika, die keine Heimath haben und auch keine wollen. Das ist noch kein Dieb- oder Räuberleben, führt aber oft allmählich dazu.

Mein Gefangener M. war noch keiner der Schlimmsten. Er arbeitete gern, war aber nicht auf's Sparen erpicht, — wanderte somit auch heimathlos von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Gegen Religion ließ er niemals was aufkommen, obschon er selbst nicht viel Religiöses trieb. Seine Erziehung war gut von Kindheit an, seine Mutter ein Muster der Frömmigkeit; somit konnte der fortlebende religiöse Keim nicht so leicht erstickt werden. — Da ihm vor anderthalb Jahren die Arbeit ausging und er somit brod- und obdachlos wurde, kam er zu seinem Unglück in die Gesellschaft eines Menschen, der Bedauern heuchelte und, um M. an sich zu fesseln, ihm Wochen lang Kost und Logis bezahlte. Nach und nach machte dieser neue, barmherzige Genosse dem M. begreiflich, daß die Reichen nicht allein ein Recht auf ihre Reichthümer und Schätze hätten, sondern daß auch der Arme, besonders der Brod- und Arbeitslose ein gegründetes Recht darauf beanspruchen könnte und daß, wenn der Reiche hartherzig eine Mittheilung verweigert, der Arme mit Gewalt und mit der Pistole sein Recht fordern könne. M. erschrockt anfangs über diese ihm neue

Lehre, überwand aber den Schrecken nach und nach, als ihm R. begreiflich machte, daß man sich keineswegs an einem Menschenleben vergreifen müßte bei Ausführung dieses Grundsatzes, sondern die Reichen bloß einzuschüchtern brauche durch plötzliches Erscheinen, Vorhalten einer geladenen Pistole und die zwei Worte: „dein Leben oder dein Geld!“ Jeder ziehe gerne sein Leben dem Geld vor und gebe, was er habe.

An einem nasstalten Abend im Herbst bezahlte nun der Verfänger und grundsätzliche Räuber R. dem armen M. soviel geistige Getränke, daß derselbe halb betrunken ward. Darauf theilte er ihm seinen Plan mit, einen gewissen heimfahrenden Bauer zu überfallen und auf angeführte Weise sein Geld abzunehmen. Etwas vom Trinken erhitzt ging M. auf den Vorschlag des R. allmählich ein, erhielt ebenfalls von ihm ein jedoch unzuverlässiges Pistol, damit, wenn es die Nothwehr erfordern sollte, er sich helfen könne. M. sollte bloß die Pferde halten, während R. mit geladener Pistole mit dem Bauer Abrechnung halten wollte. Ohne die genaueren Umstände beim Ganzen zu beschreiben, melde ich kurz, daß einen Tag nachher der Bauer, der sich beim Angriff vertheidigte, von einer Kugel des R. getroffen starb, — und drei Tage nachher beide, M. und R., im Trockenen saßen, und daß M. beim ersten Verhör zu seiner inneren Erleichterung ein völliges Geständniß machte, R. jedoch läugnete bis zu seinem traurigen Ende. — M. wußte nämlich beim Pferdehalten nicht, ob die Schüsse seines Genossen in die Luft gegangen, oder ob sie getroffen, hörte aber das Jammern und Weh- und Hülfserufen des Bauern.

Er sagte mir, daß, als er Tags darauf in der Zeitung las, wie es mit dem Bauer stünde, und später wieder las, daß er gestorben, überfiel ihn eine solche Reue, daß ihm das Eingestehen seiner Schuld viel leichter war, als das Ablaugnen derselben. Somit suchte er sich auch in seine Lage zu schicken, glaubte jedoch, daß mit einigen Jahren Zuchthausstrafe Alles abgethan wäre, weil er hoffte, das Gericht und die Geschworenen würden ihn nicht als Mörder verurtheilen. — Das Gericht und die Geschworenen dachten aber anders, und beim Appelliren an den obersten Gerichtshof blieb es beim ersten Urtheil — Mord im ersten Grade und dafür Todesstrafe für Beide durch den Strang.

M. legte gleich bei meinen ersten Besuchen eine Lebensbeicht ab, wies protestantische Prediger zurück,

bevor er mich nur gesehen, und blieb seinen Vorsätzen getreu. Den Beamten muß ich übrigens das Lob geben, daß sie mich immer sehr höflich behandelten und mir den Einlaß nie erschwerten; daß sie es überhaupt viel lieber sahen, wenn M. sich noch gut mit Gott ausföhnte und seine Religion wieder übte, als wenn er wie sein Kamerad N. mit dem ruchlosen Ausspruch alle Religion verachtet hätte: „Mit dem Tod ist Alles vorbei.“ M. empfing öfters die heiligen Sakramente, freute sich ungemein auf den Empfang seines Erlösers, der doch auch am Kreuze noch einem Schwächer verzieh. Seine Zeit brachte er mit Lesen heiliger und nützlicher Bücher zu, die ich ihm verschaffte, und mit Beten. Keine Beschäftigung haben, hielt er für keine geringe Strafe.

Als endlich von dem Governor des Staates Tag und Stunde der Hinrichtung bestimmt war, hatten Alle, und besonders die bessere Klasse des Volkes, Mitleid mit M. Sie kannten ihn theils durch Mittheilungen der Zeitungen, theils durch persönliche Ueberzeugung, glaubten auch, daß er durchaus nicht des Mordes schuldig war, wie er selbst behauptete. Somit beantragte der Advokat des M. die Umwandlung des Urtheiles zu einer lebenslänglichen Haft. Zum Staunen weigerte sich M., eine Umwandlung des Urtheiles anzunehmen, theils, weil er den Tod nicht fürchtete und gut darauf vorbereitet war, theils, weil er wußte, er wäre in lebenslänglicher Haft neuen Sünden und Beleidigungen Gottes ausgesetzt. Ihm schien der Tod keine so schwere Strafe zu sein, da er wußte, er wäre auf ewig verloren gewesen, wäre er in seinen früheren Sünden gestorben. Hatte er auch Niemanden gemordet, so wußte er sich doch anderer Sünden schuldig, die er gerne durch den Tod abhüßten wollte. Ich rieth ihm natürlich, sobald ich ihn sprechen konnte, zur Annahme der Nachlassung der Todesstrafe, da er ja auch im Staatsgefängnisse Buße thun und Entschiedenheit in seiner Religion zeigen könne. Sodann ergab er sich, und es ist zum Staunen, welche Mühe sich sein Advokat gab, die Umwandlung des Urtheiles zu bewirken. Doch, nach langem Hin- und Herberathen der betreffenden Untersuchungsmitglieder (die, nebenbei gesagt, Nichts für ihre Geldbörse hoffen konnten, wenn sie die Begnadigung auch bewirkten), kam kurz vor dem Tage der Hinrichtung die Nachricht, M. müsse sterben als Mithetheliger am Morde. M. blieb gefaßt. Er behauptete mir oftmals, daß er Gott

nie genug danken könne, daß er so, wenn auch schmäzlich, doch unschuldig am Morde in's Gefängniß gekommen, um da Jenen wieder zu finden, von dem er sich so lange entfernt hatte; von dem Verzeihung zu erlangen, den er so oft und vielmals beleidigte. — Einige Ordensschwestern besuchten ihn ebenfalls von Zeit zu Zeit und waren erbaut über seinen Starkmuth und Ergebung.



Ungefähr 14 Tage vor seiner Hinrichtung ersuchte mich der Scharfrichter persönlich, ich möchte M. wenigstens zweimal die Woche besuchen, um ihn gehörig vorbereiten zu können. Trotz meiner vielen oft auswärtigen Arbeiten kam ich diesem Wunsche nach. Am letzten Tage brachte ich ihm nochmals die heilige Communion. Er sagte, daß er sich so glücklich fühle, als gehe es zur Hochzeit; daß er fühle, es sei so am besten für ihn; und daß er nie denen genug danken könne, die so viel für ihn gethan im Gebete und anderen Wohlthaten zu seiner Belehrung. Die Nacht vor seinem Tode brachte er bis nach zwölf Uhr im Gebete zu; alle freie Zeit bei Tage ebenfalls. Mehrere Tage vorher theilte er mir mit, daß er nun keine Bücher mehr brauche; der Rosenkranz und das Kreuzifix sei für ihn nun hinreichend. — Auch konnte er nicht oft genug mit Nührung seiner frommen Mutter erwähnen, deren Gebet er hauptsächlich die großen Erbarmungen und Wege Gottes

verdanke. Was ihn noch tröstete, war, daß Niemand von den Seinigen wußte, wo er war, und weil er einen falschen Namen angenommen, auch Nichts von ihm und seinem Ende erfahren konnten. Er wollte ihnen diese Familienschmach ersparen.

So gut er sich auf sein letztes Stündlein vorbereitete, so beharrlich blieb M., sein Verführer, in seinem Unglauben und Bethuern seiner Unschuld. Er glaubte noch bis zum Galgen, daß er Pardon bekäme. Alle Schritte und Worte und Gebete von Priestern, Schwestern, Volk und andersgläubigen Predigern waren vergeblich. Auf die Frage, was er wünsche, daß mit seinem Körper nach seinem Tode geschehen sollte, war die Erwiderung, man möge ihn den Hunden vorwerfen oder damit thun, was man wolle. Der Tag der Hinrichtung war für mich einer der härtesten meines Lebens. Wäre ich selbst zur Strafe verurtheilt gewesen, ich hätte nicht mehr bekommen sein und keine größere Last auf meinem Herzen fühlen können. Ich verblieb in Soutane, Chorrock und Stola den Vormittag bei M. und betete mit ihm oder sprach von heiligen Dingen. Sein Gleichmuth war erstaunlich. — Endlich hörte man vor 12 Uhr Thüren knarren und in den Angeln schwer auf- und zugehen. — „So, jetzt geht's bald in die Ewigkeit,“ sagte M., „jetzt werden sie bald kommen, mich zu holen.“ Ich brachte Morgens ungefähr ein Glas Weßwein mit, um M. noch eine besondere Stärkung geben zu können gegen Mittag. — Er nahm ihn mit Dank an, wäre aber auch ohne denselben ruhig und bereit geblieben. Bald kamen nun die gewöhnlichen Beamten von der Zelle des M., wo sie die Vorrichtung bereits getroffen, in die Zelle des M. — Er blieb auch da, wo ihm die Arme rückwärts mit Riemen zusammengeschnallt wurden, ganz zufrieden, küßte sogar vorher die Riemen, antwortete auf alle Fragen der Beamten sehr ergeben und bethuerte ihnen, dieß sei einer seiner schönsten, tröstlichsten Tage seines Lebens. Sodann ging die Trauerprozession zum Hofe des Gefängnisses. Bei der Hinrichtung darf in Amerika Niemand zugegen sein, als die nothwendigen Beamten mit dem Scharfrichter und solche, die von dem Scharfrichter schriftliche Erlaubniß hatten. Die Zahl Letzterer war bei dieser Hinrichtung zu ungefähr 500 angewachsen. M. hatte bis zum Schaffot das Kreuzifix in der Hand und betete inbrünstig. Auch versäumte ich nicht, ihm zuvor ein Scapulier zu weihen. Endlich war der Augen-

blick des Scheidens gekommen. Der unbekehrte M. flüsterte kurz zuvor dem Scharfrichter in's Ohr, er habe kein Recht, einen unschuldigen Menschen zu hängen, hoffte somit noch auf Pardon. M. hingegen dankte noch Allen, die ihm Gutes erwiesen, und er wäre bereit, die Strafe anzunehmen und hoffe auf ein barmherziges Gericht.

Nun wurden die Gesichter mit weißen Kappen verhüllt, Advokaten und Scharfrichter reichten den Verurtheilten zum letzten Mal die Hand. Auch ich reichte M. nochmals die Rechte, ihm sagend, wer ich sei. Nochmals ersuchte er mich um's Gebet. Das Kreuzifix übergab er mir schon früher. Ob schon ich ganz priesterlich bekleidet blieb und die Beamten, sowie die meisten Zuschauer nicht katholisch waren, hörte ich doch kein Wort und Zeichen von Hohn oder Spott. Als ich den letzten Abschied des Scharfrichters hörte: So, nun haben Sie sich wohl, M., und möge Gott Ihrer Seele gnädig sein, schnitt es mir selbst durch's Herz, und ich konnte nicht umhin, auf der Stufe des Schaffots mein Angesicht zu verhüllen und meinen Thränen freien Lauf zu lassen. Nach einigen Augenblicken hörte ich einen heftigen Schlag, und beide Verurtheilte, Dysmas und Kosmas, hingen in freier Luft, um bald von dort einem höheren Gericht vorgestellt zu werden. Das Kreuzifix von M. nahm ich mit mir, und ich halte es seit der Zeit vor mir auf meinem Schreibtisch. Es erinnert mich vielmals an diesen Tag des Schreckens und somit auch an die Pforte der Ewigkeit. Seit langen Jahren Priester, habe ich schon Vieles mit Augen gesehen, was mit dem Tode in Verbindung steht. Ich habe schon schrecklich Verstümmelte, Blutende und von der Eisenbahn Ueberfahrene mit den heiligen Sakramenten versehen, habe oft herzerreißende Anblicke bestehen müssen. Diese Hinrichtung war jedoch für mich schwerer und härter als irgend ein Zufall, der mich je zuvor betroffen. Gleich als hätte ich selbst die Last und Schuld des Verbrechens auf mir, sollte und mußte ich noch dem wirklich Verurtheilten Kraft und Muth zusprechen. Ich glaubte mich selbst der Stärkung von Anderen bedürftiger als M. und doch mußte ich an seiner Seite aushalten bis zum Ende. Möge Gott mir einmal gnädig sein in meinem Tode. Einen Kranken ätzen und sterben zu sehen, ist schon hart. Was es aber ist, einen Verurtheilten zu begleiten und vorzubereiten, hätte ich nie geglaubt, hätte ich es nicht selbst er-

lebt. — M.'s letzter Trost war, daß ihm der Scharfrichter Tags vor der Hinrichtung erlaubte, seinen Körper zu vermachen, wem er wolle; sodann verschrieb er ihn mir, um dadurch kirchlich beerdigt zu werden. Möge seine Seele in Frieden ruhen. Mögen andere junge, leichtsinnige Leute sich an diesem Menschen ein Beispiel nehmen. Gott hält oft Gericht schon auf dieser Welt. — Herr, erbarme dich unser!"

In dieser Geschichte ist ganz besonders sichtbar, wie Gottes Barmherzigkeit den Sünder aussucht, ihn bekehrt und seine Seele der Hölle entreißt, während zugleich die Gerechtigkeit Gottes sich mit der Barmherzigkeit verflechtet und beide thätig sind. Der M. war durch Gottes Gnade getauft und im wahren Glauben erzogen. Aber es kam die Zeit, wo er im Verkehr mit der gottvergessenen Welt immer tiefer sank und zuletzt zum Räuberhandwerk sich brauchen ließ.

Wenn der Räuberüberfall vorübergegangen wäre, ohne daß die Thäter entdeckt worden wären, so würde M. ganz wahrscheinlich immer tiefer gesunken sein, noch Aergeres gethan haben und vielleicht zuletzt in Verstockung gestorben und der ewigen Verdammung anheimgefallen sein. Da rettete ihn Gott durch das, was der Weltmensch für eines der größten Uebel hält, nämlich daß er der Obrigkeit in die Hände fiel und in den Kerker kam; zugleich wirkte Gott auch innerlich in seinem Gewissen, so daß er aufrichtig seine That gestand. Ja selbst die Härte, vielleicht Ungerechtigkeit der Richter, welche ihn zum Tod verurtheilten, wurde von Gott zu seinem Besten gewendet, denn durch diese Verurtheilung wurde er den Gefahren eines längeren wohl ganz mit Sünden angefüllten Lebens entzogen, durch die längere Einsamkeit im Gefängniß, durch das Lesen guter Bücher und durch die Seelsorge eines katholischen Geistlichen zu einer wahren, glückseligen Bekehrung gebracht, so daß wir annehmen können, daß er seine Buße mit dem Tod am Galgen abgetragen und jetzt in der Kameradschaft des bekehrten Schächers, dem der Heiland das Paradies versprochen, sich befindet. Er kann wohl als gesichert in der Ewigkeit angesehen werden, während wir noch nicht wissen, wie es am Ende uns selber gehen wird.

Wir können annehmen und Einiges ist auch in dem Briefe erzählt, daß den andern Verbrecher, welcher verstockt in seinen Sünden den Tod erlitt,

Gott bekehren wollte; aber Gott bekehrt keinen Menschen mit Gewalt, wenn derselbe nicht will. Denn alles Gute und Böse, also Himmel und Hölle, kommt von dem freien Willen des Menschen, je nachdem dieser sich Gott und seinen Geboten zukehrt oder sich davon abkehrt. Nun aber bleibt dem Menschen nur, so lange er auf Erden lebt, die freie Wahl zwischen Gott und der Sünde. Sobald der Mensch stirbt, hört diese Wahlfreiheit auf. Stirbst du in der Sünde, so bleibst du ewig in der Sünde und darum auch ewig in der Verdammung. Stirbst du mit einem guten, gottgetreuen Willen, so wirst du von der Stunde deines Todes in alle Ewigkeit niemals mehr eine Sünde thun, auch nicht einmal eine kleine, und darum gelangst du zur ewigen Seligkeit. Deshalb liegt auch Alles an einer guten Sterbstunde.

Wenn ich nun daran denke, daß mehr als hunderttausend Menschen diesen Kalender lesen, so denke ich auch daran, daß es Menschen sind, die alle ihrer Sterbestunde jeden Tag um 24 Stunden näher kommen. In dieser Zwischenzeit von jetzt bis zur Sterbestunde sucht Gottes Gnade jeden Menschen, der in Sünden lebt, zu retten, wenn der Mensch diese Gnade annimmt. Selbst die Lesung dieses Kalenders kann die Gnade Gottes benützen, um manchen Leser zur rechten Zeit noch aufzuwecken, daß er durch eine reumüthige Beicht sich mit Gott versöhne und ein christliches Leben bis an sein Ende führe. Wer aber schon auf gutem Wege geht, auf dem Wege der Gebote Gottes, bei dem möge der Kalender bewirken, daß er suche, noch vollkommener zu werden und auch selbst dem Heiland helfe, den verlorenen Sünder aufzusuchen und zu bekehren: durch Zureden, durch Gebet für ihn, durch Mittheilung eines christlichen Buches, durch Anregung zu einer guten Beicht und durch Alles, was sonst noch helfen kann, den Nebenmenschen von der Todsünde abzuführen.

Nun aber könnte mancher leichtsinnige Mensch denken: wenn ich mich jede Stunde noch bekehren kann, weil ich ja, so lang ich lebe, die freie Wahl habe, mich zum Guten zu bekehren, und die Gnade Gottes einen erst ganz aufgibt, wenn die Seele vom Leib scheidet, so habe ich noch lange Zeit, es wird nicht gerade pressiren. Wenn ich einmal auf das Todbett komme, dann wird es mit dem Bekehren schon leichter gehen; die Angst wird einem helfen, rechte Reue zu bekommen.

Darauf kann ich eine satte Antwort geben:

näm
Du
Tod
du n
müth
Pri
stoc
weni
welch
zu G
Gnad
Schm
mörd
in sei
nicht
für e
was
Ungle
in da
Ja
Buche
Gesch
Men
Bei

Da
leichtf
und z
führte
von s
seinen

kämpf
nämlic
rüstu
das L
nächst
Aufklä
über
Christ
geläste

alles G
Kindst
als p
mir du

nämlich, es weiß Keiner, wann und wie er stirbt. Du kannst durch ein Unglück einen plötzlichen Tod finden, oder an einer Krankheit sterben, wo du nicht einmal die Besinnung hast, um eine reumüthige Beicht abzulegen, oder du bekommst keinen Priester mehr, oder du wirst allmählich so verflocht durch dein langes Sündenleben, daß du so wenig mehr dich befehren magst als die Teufel, welche den Heiland, als er sie aus dem Besessenen zu Gerasene vertrieb, nicht um Verzeihung und Gnade baten, sondern um die Erlaubniß, in die Schweinherde zu fahren. Du siehst an dem Raubmörder K. ein solches Beispiel; dieser wollte selbst in seiner letzten Stunde, wo er noch wählen konnte, nicht zu Gott sich Lehren, sondern er beehrte nur für ein längeres Weltleben bequadvigt zu werden, was er aber nicht erlangte, und so ging er im Unglauben und mit der Schuld des Raubmordes in das schreckliche Haus seiner Ewigkeit.

Ich habe in meiner Kindheit öfters in einem Buche gelesen, worin unter anderen Bildern und Geschichten auch eine Abbildung war, wie ein Mensch in einen Sumpf fällt und ertrinkt.

Bei dem Bilde stand noch der Vers:

Lustig gelebt und selig gestorben,
Heißt dem Teufel die Rechnung verdorben.

Dabei war die Erzählung, daß ein Mensch ein leichtfertiges oder liederliches Leben geführt habe und zu gleicher Zeit obigen Vers in seinem Munde führte, wenn er von christlichen Personen oder von seinem eigenen Gewissen gewarnt wurde über seinen sündhaften Wandel. Er hat am Ende nicht



dem Teufel, sondern seiner eigenen Seele die Rechnung verdorben; denn er fiel einmal betrunken in einen Sumpf. Dieser war das Todbett seines Leibes, wie vorher das Lasterleben der Sumpf seiner Seele war.

Befehre dich jetzt und lebe jetzt christlich, dann wirst du weder dem Teufel noch deiner Seele die Rechnung verderben, indem er auf den Menschen, der christlich lebt, sich keine Rechnung macht.

N a c h r e d e.

Ich habe in diesem Kalender Geschichten vorgesezt, welche für alle Antichristen und Culturkämpfer größtentheils ein Greuel sein werden. Die Wirkung muß bei denselben ungefähr die nämliche sein, wie wenn der Maurer Wasser auf ungelöschten Kalk gießt. Der Zorn und die Entzündung wird nicht bloß in Bierhäusern ausdampfen, sondern auch in den Blättern, welche das Licht des Luzifers verbreiten, großes Zischen verursachen. Ich will mit dieser Bemerkung zunächst nur zeigen, daß ich ganz gut wußte, was mein Kalender bei den Männern der sonnenhellen Aufklärung für eine Wirkung haben werde; und daß mich die lieblichen Neußerungen, welche darüber zu erwarten sind, nicht abschrecken, Derartiges in die Welt hinauszuschicken. Denn als Christ darf es mir nicht schwer fallen, von den unseligen Feinden Christi ebenfalls verspottet und gelästert zu werden.

Nun gibt es aber auch Leute, welche dem Christenthum gerade nicht abgesagt haben, denen aber alles Geisterhafte nur als Aberglauben und Unsinn gilt; theils hat man dieses in der Schule ihrem Kindsstopp eingestößt, theils hören sie in Gesellschaft, so oft von Derartigem die Rede ist, es als pure Dummheiten verlachen. In meinen jüngern Jahren, da ich noch von dem zehrte, was mir durch Lehrer und Schulbücher beigebracht wurde, und mein eigener Verstand noch schwächlich